



universität  
wien

# DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

**„Männlichkeit in der Arbeiterschaft Wiens um 1900“**

Verfasserin

**Alexia Bumbaris**

angestrebter akademischer Grad

**Magistra der Philosophie (Mag. phil.)**

Wien, im Januar 2008

Studienkennzahl lt. Studienblatt: 312

Studienrichtung lt. Studienblatt: Geschichte (Diplom)

Betreuer: Univ.- Prof. Dr. Wolfgang Schmale



## Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung .....	S. 5
2. Theoretische Grundlagen .....	S. 7
2.1 Zum Forschungsstand der „Männergeschichte“ .....	S. 7
2.2 Hegemoniale Männlichkeit .....	S. 11
2.2.1 Hegemoniale Männlichkeit nach Robert Connell .....	S. 11
2.2.2 Hegemoniale Männlichkeit in historischer Perspektive – Wolfgang Schmale .....	S. 14
3. Methode und Quellen .....	S. 18
3.1 Herangehensweise .....	S. 18
3.2 Quellenkorpus .....	S. 20
3.3 Fragenkatalog .....	S. 23
3.3.1 Fragen zum strukturellen Hintergrund und Machtverhältnis .....	S. 23
3.3.2 Fragen zu Charakteristika der hegemonialen Männlichkeit .....	S. 25
3.3.3 Zusammenfassung der Fragen .....	S. 26
4. Männlichkeitskonstruktionen bei den Theoretikern der Arbeiterbewegung .....	S. 27
4.1 August Bebels „Die Frau und der Sozialismus“ .....	S. 29
4.1.1 Zu „Die Frau und der Sozialismus“ .....	S. 29
4.1.2 Frauen- und Männerbild .....	S. 31
4.2 Friedrich Engels „Der Ursprung von Familie, Privateigentum und Staat“ .....	S. 34
4.2.1 Zu „Der Ursprung von Familie, Privateigentum und Staat“ .....	S. 34
4.2.2 Geschlechterkonstruktionen bei Engels .....	S. 35
4.3 Zusammenfassung .....	S. 38
5. Lieder der organisierten Arbeiterschaft – „gesungene Männlichkeit“ .....	S. 39
5.1 Lieder in der ArbeiterInnenbewegung und -kultur .....	S. 39
5.2 Männlichkeit in Liedertexten .....	S. 44
5.3 Zusammenfassung .....	S. 53
6. Visuelle Konstruktion von Männlichkeit – die Maifestschriften .....	S. 56
6.1 Bilder als Quellen der historischen Forschung .....	S. 56
6.2 Funktion und Bedeutung der Maifestschriften .....	S. 58
6.3 Der „Arbeitsmann“ als Idealtypus .....	S. 61
6.4 Zusammenfassung .....	S. 76
7. Autobiografische Selbstzeugnisse – Konstruktion von Männlichkeit im eigenen Lebenslauf .....	S. 79
7.1 Autobiografische Selbstzeugnisse als Quellen .....	S. 79
7.2 Die autobiografischen Schriften Adelheid Popps – Beispiel für weibliche Selbstzeugnisse aus der Arbeiterschaft .....	S. 82
7.3 Autobiografien von Männern .....	S. 88
7.3.1 Albert Sever – Lebenserinnerungen eines sozialdemokratischen Parteifunktionärs .....	S. 88
7.3.2 Selbstzeugnisse von Arbeitern .....	S. 92
7.4 Männlichkeitskonstruktionen in autobiografischen Selbstzeugnissen .....	S. 98
8. Resümee: Hegemoniale Männlichkeit in der Arbeiterschaft .....	S. 100

9. Quellen- und Literaturverzeichnis .....	S. 104
9.1 Quellen .....	S. 104
9.1.1 Werke sozialdemokratischer Theoretiker .....	S. 104
9.1.2 Lieder .....	S. 104
9.1.3 Manifestschriften .....	S. 104
9.1.4 Selbstzeugnisse .....	S. 105
9.2 Sekundärliteratur .....	S. 105
10. Anhang .....	S. 108
10.1 Modell für eine erweiterte Diskursgeschichte .....	S. 108
10.2 Kurzbiografien .....	S. 110
10.3 Liedertexte .....	S. 111

## 1. Einleitung

„Wo es gilt, die Wahrheit sagen,  
keine Scheu vor Menschen tragen,  
Scheuen selbst nicht Acht noch Bann;  
Jedem frei in's Auge schauen,  
Und der eig'nen Kraft vertrauen:  
Dieses, dieses Macht den Mann.“<sup>1</sup>

Was macht eigentlich den Mann? Das Textfragment dieses Arbeiterliedes aus dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts scheint eine klare Antwort geben zu können: Erst wenn das männliche Individuum die Eigenschaften Mut und Kraft beweist, wird es wahrhaft zum Mann. Mit der Zuschreibung dieser Charakteristika als männliche Attribute unterscheidet sich die Zeit um 1900 scheinbar nicht viel von der letzten Jahrhundertwende. Auch wenn in jüngster Zeit eine „Krise der Männlichkeit“ beschworen wurde, Feststellungen wie „typisch Mann“ oder „typisch Frau“ kommen einem schnell über die Lippen. Doch niemand kommt als „typischer“ Mann oder „typische“ Frau auf die Welt, das soziale Geschlecht muss erst erlernt werden. Dies gilt für die heutige Zeit ebenso wie für die Jahre um 1900. Dabei erscheint es vielen auch heute so, als ob es quasi naturgegebene Unterschiede sind, die gleichfalls das soziale Geschlecht eines Menschen bedingen. Dessen Konstruktcharakter wird oft nicht wahrgenommen. Die Wurzeln dieser Sichtweise von Mann und Frau reichen bis in die Aufklärung zurück. Mit dem Aufkommen von bürgerlicher Gesellschaft und Aufklärung wurde ein essentialistisches Konzept der Geschlechter als gesellschaftliches Leitbild wirksam – soweit besteht ein Konsens innerhalb der Scientific Community zur Geschlechtergeschichte. Wie diese geschlechtlichen Identitätskonstruktionen nun genau aussahen, wie sie systematisiert werden können, und vor allem, wann sie für welche Schichten und Milieus der europäischen Gesellschaften Gültigkeit besaßen, wird aber debattiert.

Dabei hat sich das Konzept der „hegemonialen Männlichkeit“ innerhalb der Gender- und Männlichkeiten- Diskussion als einflussreichstes herauskristallisiert. Innerhalb dieses theoretischen Ansatzes wird davon ausgegangen, dass spätestens im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts das Leitbild der hegemonialen Männlichkeit alle Schichten der Gesellschaft erfasst hatte, auch das proletarische Milieu. Seinen Ursprung hatte es in bürgerlichen Schichten, welche das kulturelle und gesellschaftliche Leben besonders des 19. Jahrhunderts prägten. Allerdings sind von der Männlichkeitsforschung zum 19. Jahrhundert bislang hauptsächlich bürgerliche Milieus untersucht worden. Eine konkrete Anwendung auf die Arbeiterschaft hat der Ansatz der hegemonialen Männlichkeit bislang noch nicht erfahren. Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, zu untersuchen, wie sich Männlichkeit(en) im Kontext des proletarischen Milieus konstituierte(n).

---

<sup>1</sup> UHLICH, N.N.: *Was macht den Mann?* In: Österreichisches Proletarier- Liederbuch. Lieder für das Arbeitende Volk. Wien 3. umgearb. Aufl. 1905, S. 80f.

Es wird der Frage nachgegangen, ob das ursprünglich bürgerliche Konzept der hegemonialen Männlichkeit auch hier als Leitbild fungierte und ob es alternative Männlichkeitsentwürfe gab.

Der gewählte Zeitraum der Untersuchung, im Titel kurz mit „um 1900“ benannt, umfasst das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts und die Jahre vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Als industrielles Zentrum der Habsburgermonarchie, wie als Zentrum der österreichischen ArbeiterInnenbewegung mit einer reichen proletarischen Kultur, bietet sich Wien als geografischer Fokus einer Untersuchung zum ArbeiterInnenmilieu geradezu an. Mit dem Begriff „Arbeiterschaft“ sind Personenkreise gemeint, die dem proletarischen Milieu<sup>2</sup> zuzurechnen sind. Dass es *den* repräsentativen Arbeiter oder *die* repräsentative Arbeiterin nicht gegeben hat und dass der Begriff der „Arbeiterschaft“ ein in sich durchaus heterogenes soziales Gefüge meint, ist der Autorin dabei durchaus bewusst.

So liegt der Schwerpunkt der Arbeit auf denjenigen Männlichkeitsbildern, die durch die organisierten Arbeiterschaft vermittelt wurden, mittels der theoretischen Schriften, den Bildprogrammen der Maifestschriften oder Liedern. Diese Quellen entstammen zwar dem politisch orientierten Teil der ArbeiterInnen, aber sie blieben nie auf diese beschränkt. Denn Ziel der politischen Aktivitäten war es vor allem, neue AnhängerInnen zu werben. Sie mussten also auf das Zielpublikum zugeschnitten werden. Darüber hinaus lassen diese Quellen auch Schlüsse über Geschlechterkonstruktionen abseits der politischen Aktivität zu. Schließlich hängen solche Identitätskonzepte nicht in der Luft, sondern entstammen einem gemeinsamen gesellschaftlichen Hintergrund, einer geteilten ökonomischen wie sozialen Umwelt von organisierten und nicht-organisierten ArbeiterInnen und ihren Familien. Wie sich Männlichkeit schließlich auf individueller Ebene konstituierte, wird mit Hilfe von Autobiografien rekonstruiert. Somit liegt eine breite Streuung von Quellen vor. Sie ist sinnvoll und notwendig, um ein umfassendes Bild von Männlichkeiten innerhalb der Arbeiterschaft Wiens zeichnen zu können. Der Analyse der eben genannten Quellen (Kapitel 4 bis 7) ist eine Darlegung der theoretischen Grundlagen der Männlichkeitengeschichte vorangestellt (Kapitel 2): ein Überblick über den Forschungsstand sowie eine Einführung zum derzeit wichtigsten theoretischen Ansatz, dem der hegemonialen Männlichkeit. Aus den theoretischen Grundlagen leitet sich das methodische Vorgehen und die Zusammenstellung des Quellenkorpus ab, was in Kapitel 3 besprochen wird.

---

<sup>2</sup> Unter „proletarischem Milieu“ versteht die Autorin: das Proletariat als eine Bevölkerungsgruppe, die gekennzeichnet ist durch geringes Einkommen (in abhängiger Lohnarbeit), überwiegend Leben am Existenzminimum in ärmlichen Verhältnissen, geringes gesellschaftliches Ansehen/Status und unzureichende Bildungschancen. Mit dem Begriff „Milieu“ sind Sozialstrukturen gemeint, die die Gesamtheit der natürlichen, räumlichen, kulturellen und sozialen Bedingungen bezeichnen, welche die Mitglieder ebengenannter Bevölkerungsgruppe prägen. Das proletarische Sozialmilieu zeichnet sich folglich aus durch die vom geringen Einkommen bedingten Wohn- und Lebensverhältnisse, wie räumliche Enge und oft unfreiwillig intensiver Kontakt mit der Nachbarschaft, aber auch durch eigene Werte und Normen im kulturellen Sinne oder der Freizeitgestaltung, beispielsweise der Entstehung einer eigenen Subkultur. Mit dem steigenden Grad politischer Organisation von ArbeiterInnen ist auch die eigene politische Kultur prägend und ausschlaggebend.

## 2. Theoretische Grundlagen

### 2.1 Zum Forschungsstand der „Männergeschichte“<sup>3</sup>

Ab Mitte der 1970er Jahre bildeten sich in den USA unter dem Eindruck der Männerbewegung sowie in Auseinandersetzung mit den Women's Studies und der feministischen Theorie die ersten Männerstudien (Men's Studies) heraus. Die im Entstehen begriffenen Gay Studies gaben den Men's Studies ebenfalls wichtige Impulse.<sup>4</sup> Zur selben Zeit gab es in den USA die ersten Hochschulkurse zum Thema Männerforschung, ab Beginn der achtziger Jahre wurden sie langsam als eigenes Forschungsfeld an amerikanischen Hochschulen etabliert. Die Entwicklung hin zu einer Männerforschung setzte zuerst in den USA ein, womit ihnen, wie auch bei der Frauen- und Geschlechtergeschichte, eine Vorreiterrolle zukommt. Ähnlich entwickelten sich die Men's Studies in Großbritannien. Aber im Vergleich zu den USA ging die Entwicklung dort mit einiger zeitlicher Verzögerung vonstatten, besonders was die institutionelle Etablierung betrifft.<sup>5</sup> In Dänemark, Norwegen und Schweden konnte sich eine Männerforschung schon ab den 1980ern etablieren, da in diesen Ländern im Zuge staatlicher Gleichstellungspolitik die Forschung nach Geschlechterrollen gefördert wurde. Der Einfluss der Männerbewegung auf die Männerforschung in den genannten drei skandinavischen Ländern ist daher, anders als in den USA und Großbritannien, eher gering. Anders wiederum ist die Situation im deutschsprachigen Raum. Hier gab und gibt es zwar eine starke Männerbewegung, dennoch konnte sich die Männlichkeitsforschung lange nicht in einem institutionellen Rahmen etablieren. Bis Anfang der 90er Jahre fanden nur sehr selten Lehrveranstaltungen zum Thema statt.

Von Anfang an sahen sich Männerforschung und Männergeschichte harscher Kritik ausgesetzt. Kritisiert wurden sie einerseits, wie auch die Frauenforschung beziehungsweise die Frauengeschichte, durch die etablierten traditionellen (Geschichts-) Wissenschaften, andererseits aber auch von Frauenforschung und -geschichte selbst. Da Frauenforschung und -geschichte – die mit ihrer vor allem auch politischen Orientierung aus dem Feminismus und der Neuen

---

<sup>3</sup> „Männergeschichte“ stellt einen genauso ungünstigen Begriff dar wie „Frauengeschichte“, denn es gibt stets viele verschiedene Spielarten der Geschlechterkonstruktionen, nicht zuletzt weil jedes Individuum sich selbst anders und eigenständig definieren muss. Vielmehr müsste von „Geschichte der Männlichkeiten“ oder „Weiblichkeiten“ die Rede sein, weshalb viele AutorInnen postulieren, Begriffe wie „Mann“ oder „Frau“ nur im Plural zu verwenden und immer in Anführungszeichen zu setzen. „Männergeschichte“ als analoger Begriff zur „Frauengeschichte“ hat sich im universitären Sprachgebrauch etabliert, nicht zuletzt weil die Begrifflichkeiten so einfacher zu handhaben sind – auch wenn dies nicht unbedingt die korrekteste Ausdrucksweise darstellt. Zu beachten ist hier weiterhin der Vorwurf der Frauen- und Geschlechtergeschichte gegenüber großen Teilen der Geschichtswissenschaft, eine „Männergeschichte“ in dem Sinne zu betreiben, dass diese für Genderaspekte blind sei. Im Bewusstsein für die Komplexität der Begrifflichkeiten werden „Männergeschichte“ und „Männlichkeitengeschichte“ synonym verwendet. Darüber hinaus bemüht sie die Autorin, das Deutsche nicht als „Männersprache“ anzuwenden.

<sup>4</sup> Vgl.: WALTER, Willi: *Gender, Geschlecht und Männerforschung*. In: Braun, Christina von/Stephan, Inge (Hg.): *Gender-Studien. Eine Einführung*. Stuttgart/Weimar 2000, S. 97- 115, hier S. 97.

<sup>5</sup> Zur Entwicklung der Men's Studies im nicht- deutschsprachigen Raum vgl.: WALTER, Willi: *Männer entdecken ihr Geschlecht. Zu Inhalten, Zielen, Fragen und Motiven von Kritischer Männerforschung*. In: BauSteineMänner (Hg.): *Kritische Männerforschung. Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie*. Berlin/Hamburg 1996, S. 13- 26, hier S. 15.

Frauenbewegung hervorgegangen sind – zum Ziel hatten und haben, Frauen als das „unterdrückte Geschlecht“ sichtbar zu machen und die Geschlechterverhältnisse zu erforschen, begegnete man hier der Männerforschung zunächst mit ablehnender Haltung. „Die feministische Kritik an der traditionellen, vorgeblich objektiv- wertfreien Wissenschaft versucht diese als Männerwissenschaft zu entlarven.“<sup>6</sup> Folglich bedürfe es keiner Männerforschung, da die traditionelle Wissenschaft fast ausschließlich von Männern aus patriarchaler Perspektive heraus betrieben wurde, die „Männer“ mit „Mensch“ gleichsetzten und dadurch Frauen vollständig ausklammerten. Dennoch, so argumentieren nun die BefürworterInnen der Männerforschung, ist die traditionelle Wissenschaft gerade wegen dieser Verallgemeinerung von „Mann“ zu „Mensch“ blind für die spezifisch männliche Perspektive geblieben. Deshalb seien auch Männer von geschlechtsspezifischen Problemen im Geschlechterverhältnis betroffen, auch sie hätten Nachteile durch die traditionelle Wissenschaft, weil diese „Mann“ ebenso wenig wie „Frau“ als Kategorie berücksichtigte. Mit der Forderung nach der Sichtbarmachung der Frau in der Geschichte war es also vor allem zu Beginn der Frauengeschichte nahezu ein politisches Tabu, ein geschichtliches Denken zu entwerfen, in dem Frauen und Männer als aufeinander bezogen verstanden werden.<sup>7</sup> Dies änderte sich mit dem Paradigmenwechsel von einer Frauen- zu einer Frauen- und Geschlechtergeschichte, zu einem mehrfach relationalen Geschlechterverhältnis als Hintergrundmatrix wissenschaftlicher Forschung. Eine Männlichkeitengeschichte wurde als Teil einer Geschlechtergeschichte schon zu Beginn der 1980er Jahre auch im deutschsprachigen Raum gefordert, allerdings lange nicht in die Tat umgesetzt. Da es bei der Frage nach der Berechtigung von Männerforschung und -geschichte offensichtlich nicht nur zu fachlichen Meinungsverschiedenheiten, sondern auch zu ideologischen Spannungen kam und auch immer noch kommt, gibt es verschiedene Konzepte beziehungsweise Ansätze für Männerforschung:<sup>8</sup>

In den sogenannten „männeridentifizierten“ Ansätzen wird angenommen, dass auch Männer an der Abschaffung patriarchaler Ordnungsmuster prinzipiell ein starkes Interesse haben, da sie für ihre privilegierte Stellung im System einen hohen Preis bezahlen. In diesem Sinne wäre eine „Emanzipation der Männer“ notwendig, um eine nicht- patriarchale Gesellschaft zu schaffen.

Konträr dazu ist die Herangehensweise in den als „frauenidentifiziert“ bezeichneten Ansätzen. Hier wird davon ausgegangen, dass Männer vor allem von der patriarchalen Gesellschaft (auf Kosten der Frauen) profitieren und nur in Einzelfällen unter der patriarchalen Struktur leiden. Sie werden also nicht prinzipiell als Männer unterdrückt und haben also ein Eigeninteresse daran, an der patriarchalen Gesellschaft festzuhalten. „Frauenidentifizierte“ Ansätze sind (zumindest pro-)

<sup>6</sup> Vgl.: WALTER: *Männer entdecken ihr Geschlecht*, S. 13.

<sup>7</sup> MARTSCHUKAT, Jürgen/ STIEGLITZ, Olaf: „Es ist ein Junge!“ *Einführung in die Geschichte der Männlichkeiten in der Neuzeit*. Tübingen 2005, S. 35.

<sup>8</sup> Zur Unterscheidung und Zuordnung der verschiedenen Konzepte in „männeridentifizierte“, „frauenidentifizierte“ und dialektische Ansätze siehe WALTER: *Männer entdecken ihr Geschlecht*, S. 18- 21.



feministische Ansätze, die phasenweise als die einzig politisch korrekten Ansätze galten – wie in der Anfangsphase der Frauengeschichte.

Die dialektischen Ansätze wollen gezielt beide Perspektiven berücksichtigen und somit „zeigen, in welcher Weise patriarchale Männlichkeit einerseits Frauen unterdrückt und wie sie andererseits auch für Männer unterdrückend sein kann.“<sup>9</sup> Männer werden hier, anders als in den beiden anderen Ansätzen, weder primär als Opfer oder als Täter gesehen, sondern die Gesamtkonstellation von gesellschaftlichen Strukturen und Geschlechterverhältnis rückt in die Mitte des Blickfeldes.

Diesem dialektischen Ansatz sind auch die meisten Studien und Forschungen der Männergeschichte verpflichtet. Unter dem Begriff der Geschlechtergeschichte wird versucht, Männer- und Frauengeschichte zusammenzubringen. Unter Geschlechtergeschichte verstand man anfangs aber vor allem Frauengeschichte. Durch die „Neigung, die Geschlechterproblematik als Frauenthema abzubuchen, ... [die] sich ironischerweise durch die in den 70er Jahren entstehende Neue Frauenbewegung und ihre universitären Ableger“<sup>10</sup> noch verstärkte, wurde unter dem neuen und in den 80ern in Mode gekommenen Namen Geschlechtergeschichte weiterhin eigentlich Frauengeschichte betrieben. Doch das änderte sich langsam, denn es konnte nicht übersehen werden, „daß auch Männlichkeit ein historisches Konstrukt ist. Denn Männlichkeit und Weiblichkeit bedingen sich gegenseitig“<sup>11</sup>. Weil Männlichkeit und Weiblichkeit immer aufeinander bezogen sind, sind sie nur unter Einbeziehung des jeweils anderen Geschlechts zu verstehen. Unter anderem aus diesem Grund gibt es in der Diskussion um Geschlechtergeschichte die sich langsam durchsetzende Forderung<sup>12</sup>, dass die Erkenntnisse und Ergebnisse der Frauengeschichte auch auf Männer angewendet werden sollen. Die Notwendigkeit einer Einbettung der Männergeschichte in die Geschlechtergeschichte lässt sich mit den Worten der Historikerin Ute Frevert zusammenfassen:

„Eine Männergeschichte, die sich nicht dezidiert als Teil der Geschlechtergeschichte verstünde und die Beziehungen zwischen Frauen und Männern mitreflektierte, wäre von Anfang an mit einem gravierenden analytischen Defizit behaftet. Sie vollzöge zugleich eine Entwicklung nach, die vor ihr schon die Frauengeschichte ... eingeschlagen hat: die Isolation ihres Gegenstandes in einer abgetrennten ‚Sphäre‘ ... .“<sup>13</sup>

<sup>9</sup> WALTER: *Männer entdecken ihr Geschlecht*, S. 21.

<sup>10</sup> FREVERT, Ute: *Männergeschichte oder die Suche nach dem „ersten“ Geschlecht*. In: Hettling, Manfred (Hg.): *Was ist Gesellschaftsgeschichte? Positionen, Themen, Analysen*. München 1991, S. 31- 44, hier S. 34.

<sup>11</sup> ROSENHAFT, Eve: *Zwei Geschlechter - eine Geschichte? Frauengeschichte, Männergeschichte, Geschlechtergeschichte und ihre Folgen für unsere Geschichtswahrnehmung*. In: Eifert, Christiane/Epple, Angelika u. a. (Hg.): *Was sind Frauen? Was sind Männer? Geschlechterkonstruktionen im historischen Wandel*. Frankfurt a. M. 1996, S. 257- 274, hier S. 260.

<sup>12</sup> Eine Männergeschichte wurde schon recht früh (gegen Ende der 70er Jahre) in den USA, die auch hinsichtlich der Männergeschichte eine Vorreiterrolle einnehmen, gefordert und in Angriff genommen, doch besonders in Deutschland setzte diese Entwicklung verspätet ein. In Großbritannien und vor allem in den USA gibt es daher eine wesentlich umfangreichere sowie hinsichtlich der Themen deutlich vielfältigere (historische) Männlichkeitsforschung.

<sup>13</sup> FREVERT, Ute: *Frauengeschichte - Männergeschichte - Geschlechtergeschichte*. In: Blattmann, Lynn u. a. (Hg.): *Feministische Perspektiven in der Wissenschaft*. Zürich 1993, S. 23- 40, hier S. 34.

Die Männergeschichte hatte also von Anfang an mit gewissen Startschwierigkeiten zu kämpfen, und konnte sich im deutschsprachigen Raum bis jetzt nur ansatzweise institutionell etablieren, eine zusammenhängende akademische Männergeschichte oder auch Männerforschung existiert bislang nicht. Dementsprechend beurteilte Thomas Kühne noch 1996 die Situation der Männergeschichte als die einer „Tabula rasa“, als ein Forschungsfeld, das hinsichtlich seines Arbeitsprogramms „bei Null“ beginnen müsse.<sup>14</sup> Zum gegenwärtigen Zeitpunkt gibt es eine Fülle von Detailstudien, wobei insbesondere Sexualitäts-, Alltags- und Geschlechtergeschichte viel Material bereitstellen. Forschungsschwerpunkt vieler dieser Detailstudien war bisher vermehrt das Bürgertum des 19. Jahrhunderts und der Zusammenhang zwischen Militär, Nationalstaat und Männlichkeit. In diesem Kontext stehen auch die wichtigen Beiträge zur Männergeschichte von Klaus Theweleit, dessen zweibändige Studie *Männerphantasien* „wohl den Beginn der Männergeschichte als Geschlechtergeschichte in Deutschland markiert“<sup>15</sup> und die Veröffentlichungen von Ute Frevert, die vom Kulturanthropologen Wolfgang Reinhard sogar als „Pionierin“<sup>16</sup> bezeichnet wird. Sie war inhaltlich wie theoretisch einflussreich.<sup>17</sup> Für den Bereich Familie und Väter von zentraler Bedeutung sind die Veröffentlichungen Anne-Charlott Trepps für das 18. und 19. Jahrhundert, sowie die Martin Dinges’ für die Frühe Neuzeit.<sup>18</sup> Bis zum Erscheinen von Wolfgang Schmales *Geschichte der Männlichkeit in Europa* im Jahre 2003 gab es im Wesentlichen nur Detailstudien zur Männergeschichte der Neuzeit oder Teilsynthesen wie *Das Bild des Mannes* von George L. Mosse, welche sich mit der Konstruktion von moderner Männlichkeit im 19. und 20. Jahrhundert befasst; Schmales Veröffentlichung stellt die erste umfassend angelegte Studie in europäischem Rahmen dar. Die Zahl der Veröffentlichungen steigt in letzter Zeit rasch an, was ein gesteigertes Interesse deutlich belegt.<sup>19</sup>

Entsprechend dem Grad der institutionellen Etablierung der (historischen) Männlichkeitsforschung sind bisher auch keine übergreifenden Theorien zu „Männlichkeit“ entwickelt worden. Wenn Sebastian Krumbein noch 1995 feststellte, dass „eine einheitliche,

---

<sup>14</sup> KÜHNE, Thomas: *Männergeschichte als Geschlechtergeschichte*. In: Ders. (Hg.): *Männergeschichte-Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne*. Frankfurt a. M./New York 1996, S. 7-30, hier S. 23.

<sup>15</sup> KÜHNE: *Männergeschichte als Geschlechtergeschichte*, S. 16.

<sup>16</sup> REINHARD, Wolfgang: *Lebensformen Europas. Eine historische Kulturanthropologie*. München 2004, S. 90.

<sup>17</sup> Namentlich mit ihrer Arbeit: FREVERT, Ute: „Mann und Weib, und Weib und Mann“. *Geschlechter-Differenzen in der Moderne*. München 1995.

<sup>18</sup> TREPP, Anne-Charlott: *Sanfte Männlichkeit und selbständige Weiblichkeit. Frauen und Männer im Hamburger Bürgertum zwischen 1770 und 1840*. Göttingen 1996; DINGES, Martin: *Hausväter, Priester, Kastraten. Zur Konstruktion von Männlichkeit in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*. Göttingen 1998.

<sup>19</sup> SCHMALE, Wolfgang: *Geschichte der Männlichkeit in Europa (1450 - 2000)*. Wien/Köln/Weimar 2003; MOSSE, George L.: *Auf den Leib geschrieben. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit*. Frankfurt a. M. 1997. Um einige der neuesten Veröffentlichungen zu nennen: DINGES, Martin (Hg.): *Männer- Macht- Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute*. Frankfurt a. M./New York 2005; HANISCH, Ernst: *Männlichkeiten. Eine andere Geschichte des 20. Jahrhunderts*. Wien/Köln/Weimar 2005; MARTSCHUKAT/STIEGLITZ: „Es ist ein Junge!“.

systematisch entwickelte Theorie über Männlichkeit bislang nicht existiert<sup>20</sup>, so hat sich an der Situation bislang nicht viel geändert. In der wissenschaftlichen Diskussion dominierte bis in die 1970er Jahre hinein das so genannte Geschlechterrollenmodell. Dieses aus der Soziologie stammende Konzept mit bis in die 1930er Jahre zurückreichenden Wurzeln wurde stark kritisiert, vor allem weil es auf einen latenten Biologismus basiert und Machtverhältnisse nur unzureichend im analytischen Rahmen berücksichtigt.<sup>21</sup> Von der Frauenforschung wurde gefordert, gerade die zwischen- wie binnengeschlechtlichen Machtverhältnisse zu untersuchen. An dieser Forderung orientierten sich die Theorieentwürfe innerhalb der Men's Studies. Mit dieser Perspektive können sich alle Vertreter einer kritischen Männerforschung identifizieren. Untersucht wird ein doppeltes Machtverhältnis, die systematische Unterdrückung von Frauen durch Männer sowie die Verhältnisse von Dominanz und Unterordnung zwischen Männern, wobei die Dimensionen dieser Machtverhältnisse nicht als gleichrangig angesehen werden – die systematische Unterdrückung von Frauen ist nicht mit der von gewissen Männlichkeitstypen zu vergleichen.

Dieses doppelte Machtverhältnis konzeptionell zu fassen ist Absicht zweier Theoriemodelle: Zum einen der Men's Studies als Patriarchatsanalyse, wie sie vom britischen Soziologen Jeff Hearn als wichtigstem Vertreter vorangetrieben werden. Männlichkeit wird hier als „gender of oppression“, wie es Hearn formuliert<sup>22</sup>, konzeptioniert. Hinsichtlich der Beziehungen unter Männern wird dieses Konzept von der neueren Geschlechterforschung als zu unflexibel kritisiert. Darauf reagiert das Konzept der hegemonialen Männlichkeit, das von Robert W. Connell in die wissenschaftliche Diskussion eingebracht wurde. Es stellt das momentan einflussreichste theoretische Modell innerhalb der Men's Studies und Männlichkeitengeschichte dar.

## 2.2 Hegemoniale Männlichkeit

### 2.2.1 Hegemoniale Männlichkeit nach Robert Connell

Mit seinem Konzept der hegemonialen Männlichkeit hat der australische Soziologe Robert W. Connell<sup>23</sup> einen wichtigen Beitrag zur wissenschaftlichen Diskussion um Männlichkeit und Geschlechterverhältnisse geleistet. Sein Konzept „hat innerhalb des internationalen Männlichkeiten- und Gender- Diskurses inzwischen eine sehr breite Rezeption erfahren“<sup>24</sup>. Die „Autorinnen und Autoren, die in dieser Diskussion aktiv sind, beziehen sich fast alle ... auf das

<sup>20</sup> KRUMBEIN, Sebastian: *Selbstbild und Männlichkeit. Rekonstruktion männlicher Selbst- und Idealbilder und deren Veränderung im Laufe der individuellen Entwicklung*. München/Wien 1995, S. 4.

<sup>21</sup> Vgl.: MARTSCHUKAT/STIEGLITZ: „*Es ist ein Junge!*“, S. 52f.

<sup>22</sup> HEARN, Jeff: *The gender of oppression: men, masculinity and the critique of Marxism*. Brighton 1987.

<sup>23</sup> Robert W. Connell hat auch schon früh unter dem Pseudonym Raewyn Connell publiziert und lebt seit einiger Zeit als Frau. Da das Werk Connells, auf das ich mich hauptsächlich beziehe, unter seinem männlichen Namen erschienen ist, werde ich beim Schreiben von einem männlichen Geschlecht des Autors ausgehen, zumal auch in der wissenschaftlichen Fachliteratur weiterhin so verfahren wird.

<sup>24</sup> WALTER: *Gender, Geschlecht und Männerforschung*, S. 99.

Werk von Robert W. Connell”<sup>25</sup>. Mit der Betonung der Machtverhältnisse stellt der theoretische Ansatz der hegemonialen Männlichkeit ein eher materialistisches, herrschaftstheoretisch orientiertes Modell dar, das den wissenschaftlichen Tendenzen der 1980er Jahre verpflichtet ist. So finden sich hier Einflüsse des Feminismus, der Patriarchats- und Kapitalismuskritik und hinsichtlich einer Breitenwirkung der Forschungsergebnisse wohl auch politische Intentionen. Der Erfolg von Connells theoretischem Ansatz liegt unter anderem darin begründet, dass er die Machtverhältnisse von gender immer im Blick hat. Damit erfüllt er die von der Frauenforschung erhobene Forderung nach der Analyse der Machtstrukturen, innerhalb der Geschlechter ebenso wie zwischen ihnen.

Connell geht – im Konsens mit der Scientific Community – davon aus, dass es nicht nur eine einzige Art von Männlichkeit gibt, sondern dass von „Männlichkeiten“ im Plural gesprochen werden muss. In verschiedenen Kulturen und in unterschiedlichen Epochen wird Männlichkeit auch unterschiedlich konstruiert, verschiedene Definitionen und Dynamiken von Männlichkeit existieren nebeneinander. Allerdings bestehen diese nicht gleichberechtigt nebeneinander, vielmehr sind die sozialen Beziehungen zwischen diesen Männlichkeiten hierarchisch strukturiert, manche sind dominant, andere werden marginalisiert. Die dominante(n) Männlichkeit(en) bezeichnet Connell als hegemonial, wobei es „im allgemeinen eine ‚hegemoniale‘ Form der Männlichkeit [gibt], diejenige, die am anerkanntesten oder begehrtesten ist.“<sup>26</sup> Sie bildet ein Orientierungsmuster, eine Art kulturelles Leitbild und regelt das Doing Gender – die Art und Weise, wie Männlichkeit auf individueller Ebene praktisch ausgehandelt wird. Die untergeordneten Männlichkeiten werden für Connell in westlichen Gesellschaften vor allem durch Homosexuelle, Auszubildende, jüngere Kollegen und effeminierte Männer repräsentiert.<sup>27</sup> Aber nicht nur andere Männlichkeiten (innerhalb einer patriarchalen Gesellschaft) werden von der hegemonialen unterdrückt. Dies trifft auch und besonders auf Frauen zu. Hegemoniale Männlichkeit wirkt sich also in doppelter Hinsicht auf das Geschlechterverhältnis aus.

Sie funktioniert mit Hilfe von vier Prinzipien: Das Prinzip der Unterordnung ergibt sich logischerweise aus dem der Hegemonie, wobei Connell das Prinzip der Unterordnung vor allem an der untergeordneten Stellung von homosexuellen Männern in der Geschlechterhierarchie manifestiert sieht. Mit dem Prinzip der Komplizenschaft beschreibt Connell das Phänomen, dass nur wenige Männer das hegemoniale Leitbild selbst stringent umsetzen können, aber die Mehrheit der Männer Vorteile aus der hegemonialen Stellung des eigenen Geschlechts zieht.

<sup>25</sup> MÜLLER, Ursula: *Männerforschung in Bewegung. Zum Geleit*. In: Connell, Robert W.: *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. [Geschlecht und Gesellschaft, Bd. 8] Opladen 2. Aufl. 2000, S. 9- 11, hier S.9.

<sup>26</sup> CONNELL, Robert W.: *Die Wissenschaft von der Männlichkeit*. In: Bosse, Hans/King, Vera (Hg.): *Männlichkeitsentwürfe. Wandlungen und Widerstände im Geschlechterverhältnis*. Frankfurt a. M. 2000, S. 17- 28, hier S. 21.

<sup>27</sup> Vgl.: KRUMBEIN: *Selbstbild und Männlichkeit*, S. 7 f; CONNELL: *Der gemachte Mann*, S. 100.

Sogar Männer, die in der Hierarchie weiter unten stehen, können trotzdem von der Vormachtstellung von Männern gegenüber Frauen profitieren. Ebenso wie das Prinzip der Unterordnung wirkt das der Marginalisierung, wobei hier noch die Aspekte Klasse, Ethnie und Rasse mit einbezogen werden<sup>28</sup> – so profitieren beispielsweise in den U.S.A. weiße Männer von der Hegemonie eines von ihnen geprägten Männlichkeitsideals auf Kosten von afroamerikanischen Männern.

Hegemoniale Männlichkeit kann jedoch jederzeit in Frage gestellt werden, besonders wenn sich die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen verändern. Sie verändert sich ebenfalls und ist auch als eine historische Kategorie zu verstehen:

„Hegemoniale Männlichkeit’ ist kein starrer, über Zeit und Raum unveränderlicher Charakter. Es ist vielmehr jene Form von Männlichkeit, die in einer gegebenen Struktur des Geschlechterverhältnisses die bestimmende Position einnimmt, eine Position allerdings, die jederzeit in Frage gestellt werden kann.“<sup>29</sup>

In der hegemonialen Männlichkeit ist „eine ‚derzeit akzeptierte’ Strategie verkörpert ... Hegemonie ist deshalb eine historisch bewegliche Relation. Ihr Hin und Her ist auch das Schlüsselement von Männlichkeit“<sup>30</sup>. Connell betont die historische Variabilität von Männlichkeiten ausdrücklich, sie sind für ihn „mit einem Wort - historisch.“<sup>31</sup> Da er die Historizität von Männlichkeiten (und Weiblichkeiten) als grundlegend für das Verständnis der Geschlechterverhältnisse ansieht, verwendet er ein ganzes Kapitel seines Buches „Der gemachte Mann“ auf eine knappe – und inhaltlich sehr reduzierte Überblicksdarstellung – der europäischen Geschichte von Männlichkeit, beginnend im 16. Jahrhundert bis zum heutigen Zeitpunkt. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, dass die Geschichte der Männlichkeit nicht linear verlaufen und keine „Hauptlinie“ festzustellen ist: Es gab verschiedene Ausprägungen hegemonialer Männlichkeit, je nachdem wie sich die Anforderungen mit den historischen Rahmenbedingungen veränderten. Im 19. Jahrhundert entwickelten sich zwei weitere Ausprägungen einer hegemonialen Männlichkeit (Dominanz und technisches Expertentum) die besonders zum gegenwärtigen Zeitpunkt miteinander in Konkurrenz stehen.<sup>32</sup>

Mit dem deutlichen Herausheben der historischen Dimension der hegemonialen Männlichkeit hat Connell sicherlich wichtige Impulse für die historische Männlichkeitenforschung gegeben, nicht zuletzt zeigt sich hier auch die Tendenz zu interdisziplinärem Vorgehen in den Men’s Studies. Dennoch bleibt für seine Argumentationsweise zu berücksichtigen, dass er die politische Dimension der Geschlechterproblematik stets vor Augen hat. Er schreibt vor allem als Soziologe in der Tradition der Kapitalismuskritik. An seinem Versuch, eine Geschichte der hegemonialen

<sup>28</sup> Vgl.: CONNELL, Robert W.: *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. [Geschlecht und Gesellschaft, Bd. 8] Wiesbaden 2. Aufl. 2006, S. 97- 102.

<sup>29</sup> CONNELL: *Der gemachte Mann*, S. 97.

<sup>30</sup> CONNELL: *Der gemachte Mann*, S. 98 f.

<sup>31</sup> CONNELL: *Der gemachte Mann*, S. 205.

<sup>32</sup> Vgl.: CONNELL: *Der gemachte Mann*, S. 206- 219, besonders S. 214.

Männlichkeit zu skizzieren, wurde viel Kritik geübt wegen inhaltlicher Widersprüche und einer unzureichenden begrifflichen Differenzierung entlang der Zeitachse. Deshalb forderte beispielsweise Martin Dinges eine Aufteilung in Modelle „dominanter“, „frühmoderner hegemonialer“ und „moderner hegemonialer Männlichkeit“.<sup>33</sup> Auch ist sein „Konzept der hegemonialen Maskulinität ... ein Ansatz zu einer soziologischen Theorie der Männlichkeit, eine ausformulierte Theorie ist es noch nicht.“<sup>34</sup> Darüber hinaus lässt sich als weiterer Kritikpunkt anmerken, dass Connell auf Kosten von Eleganz und Kohärenz seines Ansatzes eine zu weitgehende schematische Simplifizierung in Kauf nimmt: Nicht alles lässt sich mit dem Modell des Patriarchats erklären, das das Kernkonzept Connells darstellt.<sup>35</sup> Außerdem geht Connell mehr auf das Verhältnis zwischen den Geschlechtern und unter Männern ein, und weniger darauf, was Männlichkeiten ausmacht bzw. welche Attribute der hegemonialen Männlichkeit zugeschrieben werden. In *Der gemachte Mann* behandelt Connell diesen Aspekt nur indirekt, indem er eine heterosexuelle Paarbeziehung, die Rolle des Familienernährers und die Eigenschaften Rationalität und Autorität als bezeichnend für hegemoniale Männlichkeit nennt. Konkreter äußert er sich in einem seiner früheren Werke, *Which way is up?:* Gesellschaftlich allgemein anerkannte (und damit hegemoniale) männliche Attribute seien physische Stärke und Wettkampf, sexuelle Leistung (performance) sowie die Fähigkeit, Frauen zu beschützen und zu ernähren.<sup>36</sup> Hinsichtlich der Eigenschaften einer hegemonialen Männlichkeit wird Wolfgang Schmale konkreter.

### 2.2.2 Hegemoniale Männlichkeit in historischer Perspektive – Wolfgang Schmale

In seinem Buch *Geschichte der Männlichkeit in Europa (1450 - 2000)* greift Wolfgang Schmale den von Robert W. Connell formulierten theoretischen Ansatz der hegemonialen Männlichkeit auf. Anders als dieser, der bereits für das 18. Jahrhundert einen hegemonialen Typus von Männlichkeit mitsamt untergeordneten und marginalisierten Männlichkeiten als definierbar sieht<sup>37</sup>, geht Schmale davon aus, erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts könne von einem tatsächlichen hegemonialen Männlichkeitskonzept gesprochen werden, weil „eine hegemoniale Wirkung erst erreicht [wird], wenn die kulturelle Figuration eine bestimmte Struktur aufweist.“<sup>38</sup> In der Epoche der Aufklärung wurde ein umfassendes Konzept von Männlichkeit entworfen, das

<sup>33</sup> Vgl.: DINGES, Martin: „Hegemoniale Männlichkeit“ – ein Konzept auf dem Prüfstand. In: Ders. (Hg.): Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute. Frankfurt a. M./New York 2005, S. 7- 33.

<sup>34</sup> MEUSER, Michael W.: *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*. Opladen 1998, S. 104.

<sup>35</sup> Vgl.: TOSH, John: *Hegemonic masculinity and the history of gender*. In: Dudnik, Stefan/Hagemann, Karen/Tosh, John (Hg.): *Masculinities in politics and war. Gendering modern history*. Manchester/New York 2004, S.41- 58, hier S. 56.

<sup>36</sup> Vgl.: CONNELL: *Der gemachte Mann*, S. 112f; CONNELL, Raewyn: *Which way is up? Essays on sex, class and culture*. Sydney 1983, S. 27.

<sup>37</sup> Vgl.: CONNELL: *Der gemachte Mann*, S. 210.

<sup>38</sup> SCHMALE: *Geschichte der Männlichkeit*, S. 12; Connell bleibt in diesem Punkt recht vage in seinen Ausführungen.

zwar einen hegemonialen Anspruch hatte, aber erst zwischen 1860 und 1880 so in der breiten Bevölkerung umgesetzt wurde, dass man auch in der Praxis von hegemonialer Männlichkeit sprechen kann – also die entsprechende kulturelle Figuration vorhanden war.<sup>39</sup> Das hegemoniale Männlichkeitskonzept der Aufklärung geht mit dem Wandel zur bürgerlichen Gesellschaft einher. Es basiert auf dem umfassenden bürgerlichen Gesellschaftsmodell, welches eng verbunden ist mit Nationalismus, Imperialismus, Militarismus und Kapitalismus, „zugleich aber ist es eine universale Erscheinung, die zu einem europäischen hegemonialen Männlichkeitskonzept führt.“<sup>40</sup> Vorraussetzung für die Durchsetzung des bürgerlichen Gesellschaftsmodells und des hegemonialen Männlichkeitskonzepts sind vor allem das aufklärerisch geprägte systemische Denken, die über Grenzen hinweg funktionierende Kommunikation, besonders mit gedruckten Medien, weiterhin Institutionen des Schul- und Bildungswesens, das Militärwesen mit der allgemeinen Wehrpflicht, das Verständnis des Staates als Nationalstaat und schließlich die Entwicklungen in Pädagogik, Anthropologie und Medizin.

Die Hegemonie des aufklärerischen Männlichkeitsmodells sieht Schmale in drei Aspekten verkörpert.<sup>41</sup> Im ersten Aspekt entfernt er sich ein Stück weit von Connells These: Er meint, mit dem Begriff ‚hegemonial‘ sei im Prinzip gemeint, dieses Modell werde „von der herrschenden Schicht oder Klasse über die gesellschaftlich entscheidenden Kommunikationskanäle persuasiv verbreitet“<sup>42</sup>. Connell wird bezüglich des 19. Jahrhunderts nicht besonders konkret, er sieht den europäischen Landadel (Gentry) und das Bürgertum als Träger des tonangebenden Männlichkeitsmodells – im Gegensatz zu Schmale, der ganz klar das Bürgertum als Träger des Modells festmacht. Außerdem nimmt Connell nicht wie Schmale an, dieses Modell werde „persuasiv“ verbreitet. Über die Art der Verbreitung – von einer Schicht bzw. Klasse ausgehend – äußert Connell sich nicht. Zwei weitere Aspekte des hegemonialen Männlichkeitskonzepts formuliert Schmale wieder im Einklang mit Connells Thesen: Weil sich das männliche Individuum mit dem hegemonialen Leitbild vergleichen (lassen) muss, entstehen auf individueller und sozialer Ebene ständige Konflikte, die Teil dieser Hegemonie sind. Der zweite Aspekt betrifft die Machtverhältnisse, denn durch das hegemoniale Männlichkeitskonzept werden nicht nur andere Männlichkeiten unterdrückt, sondern auch Weiblichkeit wird in Abhängigkeit zu (hegemonialer) Männlichkeit definiert. Frauen sind also generell ebenso betroffen wie Männer.

Ein Element des hegemonialen Männlichkeitsmodells nach Schmale ist zunächst einmal ein in der Anthropologie der Aufklärung verwurzeltes asymmetrisches Geschlechterverhältnis<sup>43</sup>, welches auf der aufklärerischen Geschlechtsidentität basiert. Diese Geschlechtsidentität ist

<sup>39</sup> Vgl.: SCHMALE: *Geschichte der Männlichkeit*, S.153.

<sup>40</sup> SCHMALE: *Geschichte der Männlichkeit*, S.153.

<sup>41</sup> Siehe: SCHMALE: *Geschichte der Männlichkeit*, S.153 f.

<sup>42</sup> SCHMALE: *Geschichte der Männlichkeit*, S.153.

<sup>43</sup> Vgl.: SCHMALE: *Geschichte der Männlichkeit*, S.172.

essentialistisch, sie geht von einem wesentlichen, kontextunabhängigen Unterschied von Männern und Frauen aus, der in der unterschiedlichen Körperlichkeit begründet liege. Aus diesem biologischen Unterschied lasse sich demnach alles weitere ableiten.<sup>44</sup> Dem Mann wurde dementsprechend das Prinzip der Aktivität zugeteilt, Verstand, Rationalität und die Sphäre des öffentlichen Lebens. Die Frau hingegen stand für Passivität, Emotionalität und die Sphäre des Privaten beziehungsweise die Familie. Dabei wurde mit der „Naturgegebenheit“ dieses Unterschiedes zwischen den Geschlechtern argumentiert.

Die Militarisierung des Mannes ist für Schmale das „Kernelement der Hegemonialisierung des in der Aufklärung entstandenen Männlichkeitsmodells“<sup>45</sup>. Nationalstaatsdenken und Militarisierung als gesamtgesellschaftliche Entwicklung im 19. Jahrhundert prägten die männliche Identität stark. Soldat sein, und sich gegebenenfalls für das Vaterland zu opfern, wurde zu einer patriotischen Pflicht, Wahlrecht und Staatsbürgerschaft waren schließlich auch an die Wehrpflicht gekoppelt. Die Rolle des Soldaten als eine von theoretisch mehreren männlichen Rollen wurde in die Gesamtkonzeption von Maskulinität aufgenommen. Damit wurde das soldatische Ich auf den zivilen Bereich übertragen, das kulturelle Leitbild „Mann“ hatte von nun an einen militärischen Charakter. Ein weiteres Element der hegemonialen Männlichkeitskonzeption war die im Laufe des 19. Jahrhunderts bewusster gewordene Vaterrolle, die zwar durch die Veränderungen in der Arbeitswelt immer weniger aktiv wahrgenommen werden konnte, aber dennoch einen Teil der hegemonialen Männlichkeit ausmachte.<sup>46</sup> Die Normierung von Männlichkeit als heterosexuell, die bereits im 18. Jahrhundert begann, sowie die Tatsache, „dass Sexualität für den Männlichkeitsdiskurs immer bedeutsamer wurde“<sup>47</sup>, bildete laut Schmale ein weiteres Element des hegemonialen Männlichkeitsmodells. Hinzu kommt die nachhaltige Popularisierung eines männlichen Idealkörpers auf der Basis antiker griechischer Skulpturen. Der idealisierte männliche Körper wurde mit der idealisierten Männlichkeit gleichgesetzt.<sup>48</sup> Als letztes Element dieser hegemonialen Männlichkeit ist die scharfe Abgrenzung nach außen zu nennen:

---

<sup>44</sup> Siehe: SCHMALE: *Geschichte der Männlichkeit*, S.153, S.177; Essentialistischen Geschlechtsidentitäten sind schon seit längerem Gegenstand bzw. Ausgangspunkt hist. Forschung, vgl.: FREVERT: *Mann und Weib*; HAUSEN, Karin: *Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben*. In: Conze, Werner (Hg.): *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*. Stuttgart 1976, S. 363- 393; HONEGGER, Claudia: *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750- 1850*. Frankfurt a. M./New York 1991; LAQUEUR, Thomas: *Making Sex. Body and gender from the Greeks to Freud*, Cambridge/Massachusetts/London 1990, bes. S. 149ff.

<sup>45</sup> SCHMALE: *Geschichte der Männlichkeit*, S.195.

<sup>46</sup> Vgl.: SCHMALE: *Geschichte der Männlichkeit*, S. 204- 206.

<sup>47</sup> SCHMALE: *Geschichte der Männlichkeit*, S. 207.

<sup>48</sup> Vgl.: SCHMALE: *Geschichte der Männlichkeit*, S. 181- 185.



„Das hegemoniale Männlichkeitskonzept ließ prinzipiell keine alternativen Männlichkeiten zu, sondern nur Anti-Typen, denen der Männlichkeitscharakter abgesprochen wurde bzw. die als Bedrohung der Männlichkeit interpretiert wurden.“<sup>49</sup>

Also definierte sich Männlichkeit innerhalb des hegemonialen Konzepts vor allem auch über das, was als nicht- männlich angesehen wurde.

Damit ist das Wesentliche im Verhältnis zwischen hegemonialer und alternativen Männlichkeiten gesagt. Natürlich gab es auch alternative Männlichkeiten, bis zur massenwirksamen Durchsetzung des hegemonialen Männlichkeitsmodells, aber auch danach. Alternative Männlichkeiten fanden sich laut Schmale vor allem in den schwulen Subkulturen – aber eigentlich bilden alle Männer, die Minderheiten angehören, aus der Sicht des hegemonialen Modells Anti- Typen. Als Beispiel seien Minderheiten wie Juden, Sinti und Roma („Zigeuner“) oder Behinderte genannt, aber auch Männer, die keine Familie gründeten und als Junggesellen lebten<sup>50</sup> (siehe auch Prinzip der Marginalisierung, Kapitel 3.3.1).

Da Schmale in grundlegenden Punkten die Thesen Connells übernimmt, gilt auch für ihn die Kritik, mit dem hegemonialen Männlichkeitsmodell handle es sich um den Ansatz einer Theorie, nicht aber um eine ausformulierte Theorie. An einigen Stellen seiner Argumentation fehlen Schmale aufgrund des wissenschaftlichen Forschungsstandes die Belege. Dies fällt an einer zentralen Stelle besonders auf: bei der Begründung der tatsächlichen Hegemonie des „hegemonialen Männlichkeitskonzepts“. Für Schmale werden auch Männlichkeit und Weiblichkeit von sozialen Milieus geprägt.<sup>51</sup> Wie gestaltete sich nun das Verhältnis zwischen diesen Milieus und dem von einer konkreten gesellschaftlichen Schicht, aus einem bestimmten Milieu heraus, „persuasiv“ verbreiteten kulturellen Mainstream- Ideal? Hier bleiben Schmales Ausführungen recht ungenau, was ihm auch als Schwachpunkt bewusst zu sein scheint:

„Die Grundlage des hegemonialen Männlichkeitskonzepts war die essentialistisch formulierte Geschlechtsidentität, die, zumindest theoretisch, nichts oder wenig mit sozialen Milieus, Schichten oder Klassen zu tun hatte. In diesem Denkmodell existieren alternative Männlichkeiten, aber in erster Linie als pathologische Abweichung von der Norm. Wie verhielten sich Theorie und Praxis im Kontext der ... allgemeinen historischen Entwicklungen? Hierzu müsste man Männlichkeit detailliert in den unterschiedlichen Milieus untersuchen.“<sup>52</sup>

Alternative Männlichkeiten seien gegen Ende des 19. Jahrhunderts von der Hegemonialen überlagert worden, bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges habe es keine alternativen Männlichkeitskonzepte gegeben, die dem Hegemonialen den Rang abgelassen hätten – so Schmales Argumentation. Damit geht er jedoch von einer gedachten Konstante aus, denn milieuspezifische und andere Interaktionen und Unterschiede sind unter dem Aspekt der hegemonialen Männlichkeit bisher noch nicht untersucht worden. Hier stellt sich die Frage, ob

<sup>49</sup> SCHMALE: *Geschichte der Männlichkeit*, S. 213.

<sup>50</sup> Vgl.: SCHMALE: *Geschichte der Männlichkeit*, S. 227.

<sup>51</sup> Vgl.: SCHMALE: *Geschichte der Männlichkeit*, S. 228.

<sup>52</sup> SCHMALE: *Geschichte der Männlichkeit*, S. 229.

von hegemonialer Männlichkeit im gesamtgesellschaftlichen Rahmen gesprochen werden kann, wenn der Prozess der Rollendifferenzierung in einer bürgerlich dominierten Zeit vielleicht doch wesentlich weiter vorangeschritten war, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Schmales Ansatz basiert folglich auf Idealtypen von Männlichkeit. Jürgen Martschukat und Olaf Stieglitz geben zu deshalb recht zu bedenken, „dass bislang noch fehlende Detailforschung zu sozialen, regionalen und anderen Unterschieden des Mann-Seins Schmales auf Idealtypen basierenden Ansatz in Frage stellen könnten.“<sup>53</sup>

Auch könnte man Schmale vorwerfen, er übertrage mit der hegemonialen Männlichkeit eine eigentlich soziologische Argumentation auf historische Kategorien. Angesichts der Tatsache des Fehlens einer zufriedenstellenden, übergreifenden (historischen) Theorie über Männlichkeiten bis zum jetzigen Zeitpunkt verliert dieser Einwand an Gewicht; ebenso, weil sich die historischen Entwicklungen und Wandlungen von Männlichkeit mit Schmales Ansatz übergreifend und verständlich erklären lassen.

### 3. Methode und Quellen

#### 3.1 Herangehensweise

Zum Zweck der Untersuchung von Männlichkeitskonstruktionen im Kontext des proletarischen Milieus bieten sich hinsichtlich des methodischen Vorgehens zwei Möglichkeiten an: eine diskursanalytisch orientierte Untersuchung oder die Rekonstruktion von konkreten Alltagssituationen, die repräsentativen Aufschluss über das Doing Gender geben. Allerdings scheint die Quellenlage für letztere Möglichkeit zu dünn. Die Herangehensweise der Verfasserin an das Thema und die Fragestellung sind offensichtlich kulturgeschichtlich. Das heißt, verkürzt gesagt, es geht um Sinnkonstruktion, Bedeutungen und Wahrnehmungen. Die „Neue Kulturgeschichte“ zeichnet sich unter anderem durch eine enorme thematische und methodische Vielfalt aus. Diskursanalytische Zugriffe aber passen besonders gut zu ihrem „Programm“. Ein diskursanalytischer Zugriff bietet sich nicht zuletzt auch deshalb an, weil diskurstheoretische Überlegungen aus dem Kontext des französischen Poststrukturalismus schon früh starken Einfluss auf die feministische Theoriediskussion hatten und für die Entwicklung der Frauen- und Geschlechtergeschichte maßgeblich waren.<sup>54</sup>

Maßgeblich für die vorliegende Arbeit ist der Diskursbegriff Michel Foucaults. So sind unter Diskursen historische Ordnungen zu verstehen, die bestimmten Ausschnitten der Wirklichkeit zu einer bestimmten Zeit, an einem konkreten Ort Sinnhaftigkeit und die Qualität der Wahrheit zuweisen. In diesem Sinne ist die Konstruktion von Geschlecht, zumal Männlichkeit, auch ein

<sup>53</sup>MARTSCHUKAT/STIEGLITZ: „*Es ist ein Junge!*“, S. 103f.

<sup>54</sup>KELLER, Reiner: *Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen*. Wiesbaden 2. Aufl. 2004 [Qualitative Sozialforschung, Bd. 14], S. 55.

Diskurs. Dabei ist zu beachten, dass „Diskurs“ und „Diskursanalyse“ Modebegriffe sind, was schon an den vielen verschiedenen Verständnissen der Begriffe deutlich und von WissenschaftlerInnen auch beklagt wird.<sup>55</sup> Zumal die Diskussion darüber, was unter Diskursanalyse eigentlich zu verstehen ist und vor allem mit welchen praktischen Methoden HistorikerInnen die theoretischen Überlegungen umsetzen sollten, sich noch in vollem Gange befindet, ist eine Positionierung nicht einfach. „Es erfordert inzwischen einigen Mut, das Wort ‚Diskurs‘ in wissenschaftlichen Diskussionen auszusprechen oder niederzuschreiben“<sup>56</sup>, wie Achim Landwehr feststellt, nicht zuletzt aufgrund eines inflationären Gebrauchs, der den Begriff „Diskurs“ oft zum modischen Etikett werden lässt. Doch wie Norbert Furrer in seiner methodischen Einführung klarstellt: „Wenn Geschichte keine Kunst, sondern Wissenschaft sein soll, braucht sie eine explizit dargelegte Methode.“<sup>57</sup> Aus diesem Grund wird „Diskurs“ nicht nur als Begriffsetikett verwendet. Vielmehr wurden von Anfang an Anforderungen und Problemstellungen der Diskursanalyse in Überlegungen und Konzeption einbezogen.

Viele WissenschaftlerInnen verstehen Diskursanalyse als rein linguistischen Zugang und schlagen auch dementsprechende Methoden vor. Da ich aber nicht nur Texte als Quellen verwenden möchte, sondern auch bildliche Darstellungen, kann die Konzeption meiner Arbeit nicht rein diskursanalytisch im linguistischen Sinne sein. Den methodologischen Referenzrahmen für die vorliegende Untersuchung bildet der von Peter Haslinger vorgeschlagene Entwurf einer erweiterten Diskursgeschichte.<sup>58</sup> Er basiert auf den von Philipp Sarasin und Achim Landwehr entworfenen Grundlagen und wird ergänzt durch Ansätze aus dem Bereich der Kommunikationswissenschaften (Propagandaforschung, Wirkungs- und Nachrichtenwertforschung) und der Diffusionsforschung.<sup>59</sup> Haslingers Entwurf einer erweiterten Diskursgeschichte ist ein durchdachter Ansatz, der ein konkretes Herangehen ermöglicht und ausgewogen verschiedene Aspekte berücksichtigt. Somit eignet er sich für den Zweck dieser Arbeit besonders – mehr als viele andere Ansätze zum Themenfeld Diskurs. Aufgrund des Umfangs der vorliegenden Arbeit und ihrer Konzeption als Diplomarbeit kann auf die zahlreichen von Haslinger aufgeführten Punkte und Aspekte nicht in vollem Umfang

---

<sup>55</sup> Vgl.: GRAF, Rüdiger: *Diskursanalyse und radikale Interpretation. Davidsonianische Überlegungen zu Grenzen und Transformationen historischer Diskurse* In: Eder, Franz X. (Hg.): *Das Gerede vom Diskurs – Diskursanalyse und Geschichte*. Innsbruck/Wien/Bozen 2005, S. 60- 79, hier S. 69; WODAK, Ruth: *Introduction: some important issues in the research of gender and discourse*. In: Dies. (Hg.): *Gender and Discourse*. London/Thousand Oaks/New Delhi 1997, S. 1-20, hier S. 4.

<sup>56</sup> LANDWEHR, Achim: *Geschichte des Sagbaren. Eine Einführung in die historische Diskursanalyse*. Tübingen 2001, S. 65.

<sup>57</sup> FURRER, Norbert: *Was ist Geschichte? Einführung in die historische Methode*. Zürich 2003, S.7.

<sup>58</sup> HASLINGER, Peter: *Diskurs, Sprache, Zeit, Identität. Plädoyer für eine erweiterte Diskursgeschichte*. In: Eder, Franz X. (Hg.): *Das Gerede vom Diskurs – Diskursanalyse und Geschichte*. Innsbruck/Wien/Bozen 2005, S. 33- 59.

<sup>59</sup> SARASIN, Philipp: *Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse*. Frankfurt a. M. 2003; LANDWEHR: *Geschichte des Sagbaren*, Ein schematischer Überblick über Haslingers Vorschlag für das methodische Vorgehen innerhalb seines Modells einer erweiterten Diskursgeschichte befindet sich im Anhang.

eingegangen werden. Als Bezugsgröße im Sinne einer erweiterten Quellenkritik werden sie aber berücksichtigt.

Bei der Untersuchung geht es nicht um einen Wandel des Diskurses, sondern um eine Momentaufnahme. Die Grenze des zu untersuchenden Diskurses ergibt sich durch das Thema, also Männlichkeit(en) in der Arbeiterschaft und vor allem durch die ausgewählten Quellen. Die verschiedenen Texte werden mikroanalytisch in ihrem rhetorischen System analysiert. Ziel dabei ist es, Reihen von ähnlichen Äußerungen in verschiedenen Texten und Praktiken zu ermitteln, die einem gemeinsamen Regelsystem von „Aussagen“ folgen, das den Diskurs strukturiert. Die Analyse der Texte erfolgt nach den Gesichtspunkten von Schlüsselwörtern und wird durch hermeneutisches Vorgehen ergänzt. Dieses hermeneutische Moment ist notwendig, weil im Rahmen der Fragestellung Sachverhalte untersucht werden, die oft nicht ausgesprochen, sondern als hintergründige Matrix vorausgesetzt werden. Sie stehen zwischen den Zeilen, können nicht nur mit einem Wort oder einer Syntaxanalyse belegt werden. Ähnlich wie Humor lassen sie sich nur indirekt nachweisen und verstehen.

Daraus ergibt sich auch ein weiterer charakteristischer Punkt für die methodische Herangehensweise. Aus eben schon genanntem Grund müssen sämtliche Quellen „gegen den Strich gelesen“ werden, wie in der Frauen- und Geschlechtergeschichte oft mit bereits unter anderen Gesichtspunkten untersuchten, traditionellen Quellen verfahren wird. Entsprechend dem Postulat der Geschlechter- und Männlichkeitsgeschichte, methodisch seien immer und überall Frauen mit einzubeziehen, wird auch hier vorgegangen. Dies folgt nicht nur aus dem Verständnis von Männer- und Frauengeschichte, die beide als Teil von Geschlechtergeschichte zu sehen sind und sich so notwendigerweise aufeinander beziehen müssen. Ein solches Vorgehen erwächst auch aus der im Zentrum des Interesses stehenden, komplementären Konstruktion von Männlichkeit und Weiblichkeit innerhalb des Geschlechterverhältnisses. In diesem Sinne werden nicht nur Quellen der Frauenbewegung untersucht; anhand der Konstruktion von Weiblichkeit wird die Konstruktion von Männlichkeit oft erst ersichtlich und greifbar.

### **3.2 Quellenkorpus**

Personen aus dem proletarischen Milieu sind für die historische Wissenschaft schwer zu fassen, weil sie wenig schriftliche (und auch andere) Quellen hinterlassen haben. Quellen wie Autobiographien oder Tagebücher, Briefwechsel, also all jene Dokumente, die Einblick in persönliche Belange und Weltanschauungen geben, waren eher in bürgerlichen Schichten verbreitet. Bei ArbeiterInnen finden sich solche Zeugnisse deutlich seltener. Wichtige Gründe hierfür sind sicherlich die geringe Bildung, die hohe Analphabetenrate und die insgesamt weniger große Bedeutung von Schriftlichkeit in der Lebenssituation der ArbeiterInnen. Individuen aus

dem proletarischen Milieu selber hinterließen also wenige Quellen, durch die organisierte Arbeiterschaft wiederum entstanden zahlreiche archivierte Quellen. Aus diesem praktischen Grund ergibt sich für die Quellenauswahl ein Schwerpunkt auf den Quellen der organisierten Arbeiterschaft. Um ein umfassendes Bild des Arbeitermilieus zeichnen zu können sollen dennoch die organisierte Arbeiterschaft ebenso wie nicht organisierte ArbeiterInnen berücksichtigt werden. Die von der organisierten Arbeiterschaft produzierten Quellen selbst lassen jedoch auch Aussagen über das gesamte proletarische Milieu zu – wie schon eingangs erwähnt wurde. Schließlich wurden sie von Personen aus diesen Kreisen für ein ebensolches Zielpublikum verfasst, RezipientInnen wie ProduzentInnen teilten einen gemeinsamen sozialen Hintergrund.

Aufgrund des steigenden Organisations- und Verbreitungsgrades der Arbeiterbewegung gibt es für das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts wesentlich weniger Dokumente als für die Zeit ab 1900. Dies wirkt sich auch auf die Fragestellung der Diplomarbeit aus: Es kann folglich nicht gefragt werden, ob die hegemoniale Männlichkeit sich im Arbeitermilieu im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts durchgesetzt hat, wie es – streng genommen – aufgrund des theoretischen Ansatzes zu fragen wäre. Der Zeitraum der Untersuchung muss bis 1914 verlängert werden, um genug relevante Quellen zur Verfügung zu haben.

Als Quellen bieten sich zunächst Autobiografien von Männern und Frauen aus dem ArbeiterInnenmilieu an. Sie ermöglichen es, die Konstruktion von Geschlecht auf der individuellen Ebene zu betrachten. Durch die in ihnen ausgedrückten, verinnerlichten Vorstellungsmuster von Geschlecht und der Auseinandersetzung mit diesen Mustern können sie wiederum Aufschluss auf die soziale Konstruktion von Männlichkeit geben. Autobiografien vermitteln zu Denkweisen vergangener Menschen einen direkteren Zugang als andere Quellengattungen. Ihr spezifischer Quellenwert erschließt sich besonders in anthropologischen sowie kultur-, alltags- und mentalitätsgeschichtlichen Fragestellungen, doch vor allem in der Geschlechtergeschichte stehen Autobiografien im Mittelpunkt des Interesses. Für die Diplomarbeit wird auf edierte wie nicht- edierte Autobiografien von Männern und Frauen aus der proletarischen Lebenswelt zurückgegriffen. Da Geschlechterkonstruktionen einen Teil des gesellschaftlichen Hintergrunds der VerfasserInnen bilden, werden sie als selbstverständlich angesehen und meist nicht explizit erwähnt. Deshalb gilt für Autobiografien wie auch alle weiteren für diese Diplomarbeit verwendeten Quellen, dass sie, wie schon gesagt, „gegen den Strich gebürstet“ werden müssen. Meistens nur, wenn die VerfasserInnen von Dokumenten in Konflikt mit gesellschaftlichen Konventionen stehen, werden diese Konventionen benannt und kritisiert. Deshalb ist es sinnvoll, auch und gerade auf Quellen von Personen und Personenkreisen zurückzugreifen, auf die dies zutrifft, also auf Frauen als im Rahmen des

hegemonialen Männlichkeitskonzepts generell Benachteiligte, aber auch auf Dokumente der Arbeiter- und (Arbeiter-) Frauenbewegung im Allgemeinen.

So liefern August Bebel's *Die Frau und der Sozialismus* (1879) und Friedrich Engels *Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats* (1884) mit ihren in vielen Auflagen erschienenen Werken den theoretischen Hintergrund der sozialdemokratischen (Frauen)Bewegung, die mit der Charakterisierung aktueller geschlechterpolitischer Probleme aufschlussreich für die Konstruktion von Geschlecht in der organisierten Arbeiterschaft sind. Neben anderen generierten Bebel's und Engels die grundlegenden Gedanken für die organisierte Arbeiterschaft. Ausgewählt wurden diese beiden Autoren mit den eben genannten Schriften, weil sie sich explizit mit der Frauenfrage beschäftigen und so der Rückschluss auf Geschlechterkonstruktionen leichter ist als bei anderen Werken und anderen AutorInnen. Es handelt sich hier zwar nicht um österreichische oder Wiener Autoren, aber ihre Gedanken fanden auch in Österreich und Wien als dem Zentrum der Arbeiterbewegung weite Verbreitung; sie selbst besuchten auch Wien. Die eben genannten Werke können allesamt als traditionelle Quellen angesehen werden, die nun unter anderen Gesichtspunkten untersucht werden.

Die praktische Ebene der Arbeiterbewegung wird mit Liedertexten der sozialdemokratischen Arbeiterschaft abgedeckt. Lieder waren ein überaus wichtiges und allgegenwärtiges Medium der ArbeiterInnenbewegung, anhand dessen sich auch die Konstruktion von Geschlechtsidentitäten beobachten lässt. Lieder wurden beim geselligen Zusammensein ebenso gesungen wie bei offiziellen Treffen der Partei oder diversen Arbeitervereinen. Sie wurden bewusst eingesetzt, um den „Gemeinschaftssinn“ bei Treffen und Veranstaltungen zu stärken. Sie hatten eine wichtige Funktion bei der Vermittlung von Vorstellungen der ArbeiterInnenbewegung, kolportieren jedoch auch konkrete Geschlechterkonstruktionen. Verwendet wird ein kleiner Liederband, der zwischen 1894 und 1908 in mehreren Auflagen in Wien erschienen ist.

Geschlecht wird nicht nur in Wort und Schrift, sondern auch visuell konstruiert. Gerade in einem Milieu, in dem Literatur und Lesefähigkeit keinen so zentralen Stellenwert besitzen wie in anderen Berufsgruppen oder bürgerlichen Schichten, spielen nicht- schriftliche Medien wie Lieder eine bedeutende Rolle. Deshalb müssen auch bildliche Darstellungen zum Quellenkorpus gehören, zum Beispiel die in den jährlich in Wien erscheinenden (deutschsprachigen) Maifestschriften abgedruckten. Ihnen kommt – auch stellvertretend für andere bildliche Darstellungen – eine zentrale Funktion in der Vermittlung von Botschaften der ArbeiterInnenbewegung zu, weil sie zu allen sprachen, auch Analphabeten, und auch ganz bewusst als symbolisch wirkendes Medium eingesetzt wurden. Sie stellen also eine sinnvolle und notwendige Ergänzung zu den Text- Quellen dar.

Diese breite Streuung von Quellen ist erforderlich, um umfassende Aussagen machen und eine gewisse Bandbreite abdecken zu können. Die ausgewählten Quellen ergänzen sich gegenseitig und berücksichtigen sowohl organisierte wie nicht- organisierte ArbeiterInnen (Verfasser der Autobiografien). Weiterhin sinnvoll ist eine breite Streuung von Quellen aber auch wegen des Fragenkatalogs, mit dem die Quellen konfrontiert werden. Um das Bestehen der „Hegemonialen Männlichkeit“ in der Arbeiterschaft nachweisen zu können, müssen private Aspekte wie Familie und Sexualität ebenso wie strukturelle Aspekte, etwa die Hegemonie der Männer gegenüber den Frauen, berücksichtigt werden. Nicht alle Quellen geben Auskunft über alle verschiedenen Aspekte, weshalb sie sich gegenseitig ergänzen müssen. Zuletzt bleibt noch anzumerken, dass bei der vorliegenden Untersuchung ausschließlich Quellen der deutschsprachigen ArbeiterInnen einbezogen wurden. Dies geschah einerseits, um das Thema einzugrenzen, hat aber andererseits seinen praktischen Grund in den Sprachkenntnissen der Verfasserin. In Hinblick auf die nicht deutsch- österreichischen ArbeiterInnen, die im Zuge von Industrialisierung und Urbanisierung in Wien sesshaft wurden, ließe sich ein weiterer interessanter Aspekt zur hegemonialen Männlichkeit erschließen: Das von Robert Connell in seinem Entwurf hegemonialer Männlichkeit als grundlegend erachtete Prinzip der Marginalisierung – gerade von Männern mit Migrationshintergrund oder anderer ethnischer Herkunft – ließe sich vor dem Hintergrund der Zuwanderung ausdifferenzieren, was eine eingehendere Untersuchung sicherlich sehr aufschlussreich machen würde.

### **3.3 Fragenkatalog**

Die bei der Auswertung der Quellen im Vordergrund stehenden Fragen basieren auf verschiedenen Überlegungen, weshalb sie zusammen mit den theoretischen Grundlagen, aus denen sie sich ableiten, aufgeführt sind. Zunächst werden die sich aus den Überlegungen von Robert Connell, dann die sich auf den Überlegungen von Wolfgang Schmale beruhenden Fragen vorgestellt.

#### **3.3.1 Fragen zum strukturellen Hintergrund und Machtverhältnis**

Hegemoniale Männlichkeit ist gekennzeichnet durch ihre Beziehungen zu Frauen und anderen Männlichkeiten. Diese Beziehungen gestalten sich, wie oben schon erwähnt, nach den Prinzipien Hegemonie, Unterordnung, Komplizenschaft und Marginalisierung. Gleichzeitig beschreiben diese Prinzipien die Funktionsweise und Eigenschaften des Leitbilds hegemonialer Männlichkeit. So lassen sich aus den Prinzipien Fragen ableiten, mit denen überprüft werden kann, ob es sich bei den in den Quellen beschriebenen Männlichkeiten und Konstellationen des

Geschlechterverhältnisses um ein hegemoniales Männlichkeitsmodell in einem entsprechenden gesellschaftlichen und kulturellen Gefüge handelt.

Zunächst ist das Prinzip der **Hegemonie** zu nennen, das Connell grundlegend für das Leitbild hegemonialer Männlichkeit erachtet. Hier orientiert er sich an der Klassenanalyse von Antonio Gramsci, indem er unter dem Begriff „Hegemonie“ eine gesellschaftliche Dynamik versteht, die es einer Gruppe ermöglicht, eine Führungsposition im gesellschaftlichen Leben einzunehmen und zu erhalten. Eine spezielle Form von Männlichkeit wird als kulturelles Leitbild propagiert. Die Hegemonie dieses Leitbildes kann aber nur entstehen, wenn es zwischen einem kulturellen Ideal und der institutionellen Macht auch eine (kollektive oder individuelle) Entsprechung gibt. Veranschaulicht wird diese Entsprechung beispielsweise durch die Inszenierung von Männlichkeit in den Führungsriege von Politik, Militär und Wirtschaft. Gleichzeitig verleiht diese Inszenierung und Instrumentalisierung einer speziellen Form von Männlichkeit und ihren Vertretern Legitimität und Autorität.

„Hegemoniale Männlichkeit kann als jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis definieren, welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimitätsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frauen gewährleistet (oder gewährleisten soll).“<sup>60</sup>

Wenn nach hegemonialer Männlichkeit gefragt wird, muss also eine grundlegende Dominanz – kulturell wie institutionell – von Männern in einer Gesellschaft vorhanden sein. Bezogen auf das ArbeiterInnenmilieu wäre dann folgende grundlegende Frage zu klären: Lässt sich das Verhältnis zwischen Männern und Frauen (insgesamt und innerhalb eines sozialen Milieus) als eines von männlicher Hegemonie und weiblicher Unterordnung beschreiben?

Innerhalb des umfassenden Rahmens der Hegemonie, die sich auf die Gesellschaft insgesamt bezieht, gibt es auch charakteristische Geschlechterbeziehungen von **Dominanz und Unterordnung** zwischen verschiedenen Gruppen von Männern.<sup>61</sup> Ganz unten in der Hierarchie stehen homosexuelle Männlichkeiten und solche, die durch vermeintlich weibliche Charaktereigenschaften oder Verhaltensweisen gekennzeichnet sind. Um folglich das Prinzip der Unterordnung zu erfassen, muss geklärt werden, ob es Dominanz und Unterordnung von verschiedenen Männlichkeiten auch innerhalb der eigenen Klasse, Rasse oder Ethnie gibt.

Nicht alle Männer setzen die Muster hegemonialer Männlichkeit rigoros in die Tat um, aber viele profitieren von generellen strukturellen Vorteilen, was dieses Muster attraktiv, annehmbar oder schlicht notwendig macht. Auch wenn nicht alle Männer die normativen Kategorien der hegemonialen Männlichkeit erfüllen oder sie verkörpern, steht doch die Mehrheit der Männer durch Komplizenschaft mit ihr in Verbindung und profitiert „von der Vorherrschaft dieser Männlichkeitsform, weil sie an der patriarchalen Dividende teilhaben, dem allgemeinen Vorteil,

<sup>60</sup> CONNELL: *Der gemachte Mann*, S. 98.

<sup>61</sup> Vgl.: CONNELL: *Der gemachte Mann*, S. 99.



der Männern aus der Unterdrückung von Frauen erwächst.<sup>62</sup> Hier bleibt zu fragen, ob es einen allgemeinen männlichen Profit durch **Komplizenschaft** gibt.

Die Interaktion mit anderen Strukturen wie Rasse oder Klasse schafft weitere Beziehungsmuster zwischen verschiedenen Formen von Männlichkeit. Hegemonie, Unterordnung und Komplizenschaft sind die inneren Relationen der Geschlechterordnung.<sup>63</sup> Mit dem Begriff „**Marginalisierung**“ beschreibt Connell die Beziehung zwischen Männlichkeiten dominanter und untergeordneter ethnischer Gruppen oder Klassen. Dabei kann es auch zwischen untergeordneten Männlichkeiten zu Vorgängen von Marginalisierung kommen. Daraus ergibt sich für diese Studie die Frage, ob andere Männlichkeitskonzepte (von Personen oder Personengruppen außerhalb des proletarischen Milieus) marginalisiert oder abgewertet werden, beispielsweise eine bürgerliche Männlichkeit.<sup>64</sup>

### 3.3.2 Fragen zu Charakteristika der hegemonialen Männlichkeit

Ein Element des hegemonialen Männlichkeitsmodells ist Wolfgang Schmale zufolge zunächst einmal ein in der Anthropologie der Aufklärung verwurzeltes asymmetrisches Geschlechterverhältnis<sup>65</sup>, welches auf der aufklärerischen Geschlechtsidentität basiert. Diese Geschlechtsidentität ist essentialistisch, sie geht von einem wesentlichen, kontextunabhängigen Unterschied von Männern und Frauen aus, der als in der unterschiedlichen Körperlichkeit begründet gesehen wird. Aus diesem biologischen Unterschied lasse sich demnach alles weitere ableiten.<sup>66</sup> Als Hintergrundmatrix der hegemonialen Männlichkeit wirkt diese essentialistische Geschlechtsidentität, daher muss sie erfragt werden.

Die Militarisierung des Mannes ist für Schmale das Kernelement des hegemonialen Männlichkeitskonzepts<sup>67</sup>, wie oben bereits gesagt. Es muss also untersucht werden, ob die jeweils vorliegenden Männlichkeitskonzepte Charakterzüge einer Militarisierung zeigen. Dabei ist auf Attribute bzw. Eigenschaften der Militarisierung zu achten, wie das Betonen des physischen Kampfes, Kameradschaft, Tugendhaftigkeit, Opferbereitschaft, soldatische Härte und Disziplin etc.

Ein weiteres Element der hegemonialen Männlichkeitskonzeption war die im Laufe des 19. Jahrhunderts bewusster gewordene **Vaterrolle**, die zwar durch die Veränderungen in der

---

<sup>62</sup> CONNELL: *Der gemachte Mann*, S. 100.

<sup>63</sup> Vgl.: CONNELL: *Der gemachte Mann*, S. 101.

<sup>64</sup> An dieser Stelle wäre es sinnvoll und interessant, nach den Verhältnissen innerhalb der Arbeiterschicht zu fragen, wie Männlichkeit bei nicht deutschsprachigen ArbeiterInnen in Wien konstruiert wird, und in welchem Verhältnis diese verschiedenen Männlichkeitskonstruktionen miteinander stehen. Allerdings wäre diese Erweiterung der Fragestellung zu umfangreich für diese Diplomarbeit, besonders hinsichtlich der Quellenanalyse.

<sup>65</sup> Vgl.: SCHMALE: *Geschichte der Männlichkeit*, S. 172.

<sup>66</sup> Vgl.: SCHMALE: *Geschichte der Männlichkeit*, S. 153 und S. 177.

<sup>67</sup> Vgl.: SCHMALE: *Geschichte der Männlichkeit*, S. 195.

Arbeitswelt immer weniger aktiv wahrgenommen werden konnte, aber dennoch einen Teil der hegemonialen Männlichkeit ausmachte.<sup>68</sup> Daraus resultiert die Frage: Ist die Vaterrolle in irgendeiner Form wichtig oder selbstverständlich?

Was sich schon aus der Betonung der Familie und der Vaterrolle ergibt, ist die Normierung von Männlichkeit als **heterosexuell**. Sie begann bereits im 18. Jahrhundert und die Tatsache, „dass Sexualität für den Männlichkeitsdiskurs immer bedeutsamer wurde“<sup>69</sup> bildet laut Schmale ein weiteres Element des hegemonialen Männlichkeitsmodells. Ist also Sexualität wichtig für die Konstruktion von Männlichkeit, wie ist Sexualität normiert?

Hinzu kommt die nachhaltige Popularisierung eines männlichen **Idealkörpers** auf der Basis antiker griechischer Skulpturen. Der idealisierte männliche Körper wurde mit der idealisierten Männlichkeit gleichgesetzt.<sup>70</sup> Hieraus leitet sich die Frage danach ab, ob ein männlicher Idealkörper als Teil viriler Maskulinität propagiert wird.

Als letztes Element hegemonialer Männlichkeit ist die **scharfe Abgrenzung nach außen** zu nennen. Innerhalb des hegemonialen Konzepts definierte sich Männlichkeit vor allem über das, was als nicht- männlich angesehen wurde. So lässt sich die abschließende Frage ableiten: Definiert sich Männlichkeit vor allem über die Abgrenzung nach außen?

### 3.3.3 Zusammenfassung der Fragen:

Um festzustellen, welche Männlichkeitsbilder in der Arbeiterschicht vorhanden sind, wie sie konstruiert werden und ob es eine als hegemonial zu bezeichnende Männlichkeit gibt, die vielleicht auch derjenigen der bürgerlichen Schichten entspricht, müssten also folgende Fragen beantwortet werden:

- a) Lässt sich das Verhältnis zwischen Männern und Frauen (insgesamt und innerhalb eines sozialen Milieus) als eines von männlicher Hegemonie und weiblicher Unterordnung beschreiben?
- b) Gibt es einen allgemeinen männlichen Profit durch Komplizenschaft?
- c) Gibt es Dominanz und Unterordnung von verschiedenen Männlichkeiten auch innerhalb der eigenen Klasse oder Ethnie?
- d) Werden andere Männlichkeiten (auch anderer Klassen, Rassen oder Ethnien) marginalisiert oder abgewertet, beispielsweise eine bürgerliche Männlichkeit?
- e) Basiert das Männlichkeitsbild auf einer essentialistischen Geschlechtsidentität?
- f) Zeigt das Männlichkeitskonzept Charakterzüge einer Militarisierung?

<sup>68</sup> Vgl.: SCHMALE: *Geschichte der Männlichkeit*, S. 204- 206.

<sup>69</sup> SCHMALE: *Geschichte der Männlichkeit*, S. 207.

<sup>70</sup> Vgl.: SCHMALE: *Geschichte der Männlichkeit*, S. 181- 185.

- g) Ist die Vaterrolle in irgendeiner Form wichtig oder selbstverständlich?
- h) Ist Sexualität wichtig für die Konstruktion von Männlichkeit, wie ist Sexualität normiert?
- i) Wird ein männlicher Idealkörper propagiert als Teil viriler Maskulinität?
- j) Definiert sich Männlichkeit vor allem über die Abgrenzung nach außen?

Schon beim Überfliegen des Fragenkatalogs zeigt sich, dass sich die aus den Überlegungen von Connell (a – d) und Schmale (e – j) ableitenden Fragen ergänzen, weil sie unterschiedliche Bereiche abdecken. Wie oben schon anklang, geht es Connell vor allem um strukturelle Fragen und Machtbeziehungen - wie sich die hegemoniale Männlichkeit gestaltet, was ihre Attribute und Eigenschaften sind, steht nicht im Mittelpunkt seines Interesses. Für diesen Aspekt interessiert sich Wolfgang Schmale in seinen Ausführungen. Das Machtverhältnis spielt eine eher untergeordnete Rolle, vor allem im Vergleich zu Connells Darstellung. Um hegemoniale Männlichkeit in den für diese Arbeit verwendeten Quellen nachweisen zu können, müssen beide Herangehensweisen berücksichtigt werden, denn erst intra- wie intergeschlechtliche Machtkonstellationen als auch die konstituierenden Elemente und Eigenschaften der hegemonialen Männlichkeit zusammen ergeben ein aussagekräftiges Bild. Ein allein auf Connells Schema basierender Fragenkatalog wäre zu grob für eine aussagekräftige Analyse.

#### 4. Männlichkeitskonstruktionen bei den Theoretikern der Arbeiterbewegung

„Methodisch sind immer und überall Frauen einzubeziehen!“<sup>71</sup> lautet eines der Postulate der Frauen- und Geschlechtergeschichte. Dies ist nicht zuletzt auch deshalb notwendig, weil sich die historischen Geschlechterkonstruktionen immer aufeinander beziehen. Ebenso ist es für Fragestellungen der Geschlechtergeschichte notwendig, Quellen „gegen den Strich“ zu lesen, was besonders für solche Quellen gilt, die unter anderen Gesichtspunkten und anderer Ausrichtung des Erkenntnisinteresses bereits eingehender untersucht wurden. So verhält es sich auch mit zwei der berühmtesten Theoretikern der sozialdemokratischen Bewegung, Friedrich Engels und August Bebel. Die beiden Werke *Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats* von Engels und *Die Frau und der Sozialismus* von Bebel behandeln vor allem die „Frauenfrage“. Sie handeln nicht von Männlichkeitskonstruktionen, trotzdem geben sie Aufschluss darüber. Wenn sie „gegen den Strich gebürstet“ werden, wenn also unter anderem die in ihnen enthaltenen Weiblichkeitskonstruktionen untersucht werden, ist ein Rückschluss auf die Konstruktion von Männlichkeit möglich.

---

<sup>71</sup> CONRAD, Anne: *Frauen- und Geschlechtergeschichte*. In: Maurer, Michael (Hg.): *Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft* [Aufriß der Historischen Wissenschaften, Bd.7] Stuttgart 2003, S. 230- 293, hier S. 269.

Es bleibt somit nicht zu fragen, inwiefern diese beiden Werke, die mit explizit politischen Zielsetzungen geschrieben wurden, Aufschluss über Männerbilder geben, denn dieses Problem lässt sich durch methodisches Herangehen lösen. Eine andere kritische Frage muss allerdings gestellt werden: Welchen Einfluss hatten die beiden Autoren auf die ArbeiterInnen und ihr Denken, welche Personen aus dem proletarischen Milieu lasen ihre Werke tatsächlich? Die Beantwortung dieser Frage ist nicht einfach, und sie fällt auch nicht eindeutig aus. Dieter Langewiesche hat im Zuge eines breit angelegten Forschungsprojekts zur ArbeiterInnenfreizeit und -bildung Studien zum Leseverhalten von Personen aus dem proletarischen Milieu vorgelegt.<sup>72</sup> Anhand von Entlehn- und Inventarlisten sozialdemokratischer Bibliotheken und „Volksbibliotheken“ von Trägern mit anderem weltanschaulichen Hintergrund versucht er eine Rekonstruktion der Lesegewohnheiten der ArbeiterInnen. Fehlende oder undifferenzierte Statistiken insbesondere aus der Frühphase der ArbeiterInnenbewegung, d. h. bis zum Ersten Weltkrieg, erschweren exakte Aussagen. Langewiesche kommt zu dem Ergebnis, dass Wirklichkeit und der ideologische Anspruch, die „sozialdemokratischen Wunschvorstellungen“, weit auseinanderklafften. Die „Arbeiterbibliotheken“ sollten dem Zwecke der ideologischen Schulung der ArbeiterInnen dienen, und boten dementsprechend ausgerichtete Literatur an. Allerdings wurden drastisch öfter belletristische Werke entliehen als politische Schriften. Die Gründe dafür sind mannigfaltig, von Bildungsstand und Lesefähigkeit der BenutzerInnen angefangen bis hin zum Arbeitsalltag, der anspruchsvollerer Lektüre wenig Raum ließ. Unter den zeitgenössischen Auflistungen, welche Bücher die ideale „Arbeiterbibliothek“, sei es die private oder die öffentliche, umfassen sollte, finden sich weniger Klassiker des Sozialismus. Wie Langewiesche in seiner Untersuchung feststellt, wurden sie aber durchaus gelesen. Besonders Bebel's *Die Frau und der Sozialismus* nimmt neben Werken von Marx und Engels einen der oberen Ränge auf den Entlehnlisten der Bibliotheken in der Sparte „Gesellschaftswissenschaften“ ein. *Der Ursprung von Familie, Privateigentum und Staat* von Engels wurde gleichfalls häufig entliehen.

Auch wenn die Mehrheit der ArbeiterInnen die Werke von Bebel und Engels nicht selbst lasen, so waren ihre Inhalte dennoch wirksam: Es gab zahlreiche Schriften, die den bildungswilligen ArbeiterInnen die theoretischen Überlegungen der „Klassiker“, sowie gesellschaftspolitische Grundsätze nahebringen sollten. Dies geschah ebenfalls durch Reden auf Versammlungen, auch Liedertexte übernahmen diese Funktion. Die verehrten und hoch angesehenen Theoretiker schufen den ideologischen Referenzrahmen, innerhalb dessen sich Vorstellungen und Auslegungsweisen bewegten. Dieter Langewiesche geht davon aus, dass jedes entlehnte Buch im Schnitt von 3,5 Personen gelesen wurde. Theoretische Grundgedanken verbreiteten sich im

---

<sup>72</sup> LANGEWIESCHE, Dieter: *Zur Freizeit des Arbeiters. Bildungsbestreben und Freizeitgestaltung österreichischer Arbeiter im Kaiserreich und in der ersten Republik*. Stuttgart 1980, bes. S. 127- 248.

(politisch definierten) Sozialmilieu des Proletariats also auf verschiedenstem Wege. Dieses Sozialmilieu schloss auch Personen ein, die weniger aktive Mitglieder einer politischen Bewegung oder bewusst Anhänger einer politischen Ideologie waren, aber dennoch durch die weitere Sozialisierung, sprich Familie, Arbeitsplatz und Nachbarschaft, geprägt waren.<sup>73</sup>

#### 4.1 August Bebels „Die Frau und der Sozialismus“

##### 4.1.1 Zu „Die Frau und der Sozialismus“

*Die Frau und der Sozialismus*, erschienen im Februar 1879, wurde bereits einen Monat später verboten und daraufhin zunächst illegal weiterverbreitet. August Bebel<sup>74</sup> überarbeitete sein Buch in den folgenden drei Jahrzehnten immer wieder, bis es 1909/10 seine endgültige Gestalt annahm. Bereits 1910 war es in 50 Auflagen erschienen und in 14 Sprachen übersetzt worden. Primäres Ziel dieses Werkes war es, die allgemeinen Bedingungen für die Gleichberechtigung der Frau darzulegen und in der ArbeiterInnenbewegung ein Bewusstsein für die Notwendigkeit der Integration der Frauen in den politischen „Befreiungskampf“ zu schaffen. Darüber hinaus legte er die marxistischen Grundideen dar und verknüpfte sie mit der Frauenfrage: ohne Sozialismus keine Befreiung der Frau, ohne Befreiung der Frau kein Sozialismus.

Zu diesem Zweck unterteilt er sein Werk in vier Abschnitte, „Die Frau in der Vergangenheit“, „Die Frau in der Gegenwart“, „Staat und Gesellschaft“ und „Die Sozialisierung der Gesellschaft“. Ausgehend von einer archaischen Gesellschaft, die als nach matriarchalen und kommunistischen Prinzipien funktionierend vorgestellt sowie als Gegenentwurf zur bürgerlichen Gesellschaft präsentiert wird, entfaltet er seine Argumentation: Mit dem Entstehen von patriarchalen, kapitalistischen Gesellschaftsformen begann die Unterdrückung von Frauen, Leibeigenen und ArbeiterInnen, die in der bürgerlichen Gesellschaft und dem durch die Industrialisierung untragbar gewordenen Kapitalismus auf fatale Weise gipfelt. Den Weg aus dieser zivilisatorischen Krise, hin zu einer gerechten Welt, weist die utopische sozialistische Gesellschaft. Von der Gleichberechtigung der Frauen würde somit die gesamte Menschheit profitieren. Zu einer Zeit, als über Frauenrechte heftig debattiert wurde und Schriften wie „Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes“<sup>75</sup> veröffentlicht wurden, argumentierte Bebel für die Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung der Frauen. Dabei setzte er sich kritisch mit den

<sup>73</sup> Vgl.: KÖRNER, Axel: *Das Lied von einer anderen Welt. Kulturelle Praxis im französischen und deutschen Arbeitermilieu 1840 - 1890*. Frankfurt a. M./New York 1997, S. 10; Zum Einfluss des sozialen Umfeldes, der wesentlich durch die Lebensbedingungen der ArbeiterInnen zustande kam (Wohn- und Arbeitssituation) siehe auch: RITTER, Gerhard A./ TENEFELDE, Klaus: *Arbeiter im Deutschen Kaiserreich*, Bonn 1992, S. 637f.

<sup>74</sup> (1840- 1930), siehe auch Kurzbiografie im Anhang.

<sup>75</sup> MÖBIUS, Paul Julius (\*1853, †1907): *Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes*. Halle 1900; Dieses Buch erlebte acht Auflagen, wurde in den späteren Auflagen zusammen mit feministischen Gegenpositionen abgedruckt und ist bis heute umstritten, auch was eine mögliche satirische Intention des Autors angeht.

jeweils neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen auseinander. Die Matriarchatsidee aber spielte dabei eine überragende Rolle, denn sie lieferte den Beweis für seine Thesen.

Die sogenannte Matriarchatsidee kam im 19. Jahrhundert auf, wobei nach damaligem Sprachgebrauch und Verständnis mit Matriarchat in erster Linie das Mutterrecht gemeint war.<sup>76</sup> Mutterrechtliche Erscheinungen waren von der Gelehrtenwelt lange Zeit als unmöglich, wenn nicht widernatürlich angesehen worden. Durch den Kontakt mit außereuropäischen Kulturen, besonders in Nordamerika, wurden andere kulturelle und gesellschaftliche Organisationsformen bekannt, was dazu führte, dass die Matriarchatsidee nun von zahlreichen ForscherInnen als plausibel angesehen wurde. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts kamen mehrere europäische und US-amerikanische Forscher teils unabhängig voneinander, teils aufeinander Bezug nehmend, zu dem Ergebnis, die menschliche Familien- und Sozialorganisation sei zu Urzeiten mutterrechtlich, später vaterrechtlich strukturiert gewesen. Der Übergang zum Patriarchat vollzog sich demnach mit der immer weiter steigenden Zivilisationsstufe bis hin zur bürgerlichen Gesellschaft. Dabei wurde die Matriarchatsidee jedoch auch für eindeutig kultur- und sozialkritischen Absichten dienstbar gemacht. In diesem Zusammenhang sind gleichermaßen die hier besprochenen Werke von Bebel und Engels zu sehen. Beide Autoren verwendeten das Matriarchat als alternativen Gesellschaftsentwurf mit vermeintlich kommunistischen Organisationsstrukturen, den sie dem bürgerlichen Staat entgegenhielten, um die Notwendigkeit eines sozialistischen Zukunftsstaates und dessen Existenzmöglichkeit zu verdeutlichen und belegen. Im Zuge der sozialistischen Arbeiterinnenbewegung sowie der „Frauenfrage“ wurde die Matriarchatsidee von einer wissenschaftlichen Theorie zu einer sozialen Utopie.

In seinem Werk bezieht sich Bebel stark auf Johann Jakob Bachofen<sup>77</sup>, wenn auch nicht in dessen Sinne, denn er wertet das Mutterrecht positiv als kommunistische Lebensform, während er Patriarchat mit Privateigentum und Kapitalismus gleichsetzt. Friedrich Engels' „Der Ursprung von Familie, Privateigentum und Staat“ – und mit ihm die Forschungen von Lewis H. Morgan – hatte ebenfalls einen immensen Einfluss auf Bebel, der den ersten Abschnitt seines Buches nach Erscheinen von Engels' Werk umarbeitete und dessen Gedanken aufgriff.<sup>78</sup> Bebel trug mit „Die Frau und der Sozialismus“ maßgeblich dazu bei, die Mutterrechtsidee schon im 19. Jahrhundert in die sozialpolitischen Debatten einzubringen.<sup>79</sup> Es war für Jahrzehnte das Handbuch der proletarischen Frauenbewegung und gehörte zu einer der meistgelesenen politischen Schriften.

<sup>76</sup> Vgl.: RÖDER, Brigitte: *Vom urzeitlichen Mutterrecht zur öko-feministischen Göttinnendämmerung. Die Geschichte der Matriarchatsidee*. In: Röder, Brigitte/ Hummel, Juliane/ Kunz, Brigitta (Hg.): *Göttinnendämmerung. Das Matriarchat aus archäologischer Sicht*, München 1996, S. 7- 112, hier S. 9.

<sup>77</sup> BACHOFEN, Johann Jakob (\*1815, †1887): *Das Mutterrecht. Eine Untersuchung über die Gynaiokratie der Alten Welt nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur*. Stuttgart 1861.

<sup>78</sup> Vgl.: AUTORENKOLLEKTIV unter der Leitung von Ursula Herrmann und Volker Emmrich: *August Bebel. Eine Biographie*, Berlin 1989, S. 222.

<sup>79</sup> Vgl.: RÖDER: *Vom urzeitlichen Mutterrecht*, S. 33.

#### 4.1.2 Frauen- und Männerbild

Nach Robert Connell ist eines der wichtigsten Elemente der hegemonialen Männlichkeit ein Verhältnis zwischen Männern und Frauen, das als eines von männlicher Hegemonie und weiblicher Unterordnung funktioniert. Als ein solches ist auch laut Bebel das Verhältnis zwischen Männern und Frauen in der bürgerlichen Gesellschaft gekennzeichnet.

„In der bürgerlichen Welt rangiert die Frau an zweiter Stelle. Erst kommt der Mann, dann sie. ... Die Frau ist eine vernachlässigbare Größe und auf alle Fälle der Mann ihr Gebieter. ... Das findet die Männerwelt in der Ordnung, und die Mehrheit der Frauenwelt nimmt es bis jetzt als unabwiesbare Schickung hin. ... Ganz unabhängig in der Frage, ob die Frau als Proletarin unterdrückt ist, sie ist es in der Welt des Privateigentums als Geschlechtswesen. Eine Menge Hemmnisse und Hindernisse, die der Mann nicht kennt, bestehen für sie auf Schritt und Tritt. Vieles, was dem Mann erlaubt ist, ist ihr untersagt; eine Menge gesellschaftlicher Rechte und Freiheiten, die jener genießt, sind, wenn von ihr ausgeübt, ein Fehler oder ein Verbrechen. Sie leidet als soziales und als Geschlechtswesen.“<sup>80</sup>

Dieses hierarchische Verhältnis gelte für die gesamte Gesellschaft ebenso wie für das ArbeiterInnenmilieu. Bebel betont dabei, dass Frauen aus sozial schwächeren Schichten doppelt unterdrückt würden, als Frauen sowie als Angehörige des Proletariats.

Dadurch resultiere ein allgemeiner männlicher Profit durch Komplizenschaft. Denn in den Augen Bebels sieht die überwiegende Mehrheit der Männer Frauen ausschließlich als „Mittel zu ihrem Nutzen und Vergnügen“<sup>81</sup>. Deshalb bestünde auch kein Interesse seitens der Männer, an den bestehenden Verhältnissen der Unterdrückung und Entrechtung der Frauen etwas zu ändern:

„Die große Mehrzahl der Männer glaubt allen Ernstes, die Frauen müßten stets ihnen auch geistig untergeordnet bleiben und besäßen kein Recht auf Gleichstellung, ...“<sup>82</sup>

Bebel geht davon aus, dass Männer generell – egal ob als Fabrikbesitzer oder Arbeiter – von der Unterdrückung der Frauen profitieren, beispielsweise wenn diese als „Hausklavinnen“ unbezahlte Arbeit leisten. Die Patriarchatskritik, die in Robert Connells Gedanken zur Wirkungsweise von hegemonialer Männlichkeit zum Ausdruck kommt, findet sich schon bei Bebel. Einerseits, weil er annimmt, dass nahezu alle Männer an der Unterdrückung der Frauen beteiligt sind, und diese für rechtens halten. Zum anderen aber auch, weil er in seiner historischen Darstellung der menschlichen Lebens- und Gesellschaftsformen ganz eindeutig das Matriarchat als gerechtere gesellschaftliche Organisationsform hervorhebt, womit er Argumente anbringt, die in der Frauenbewegung vor allem seit den 1970er Jahren geläufig waren.

Das Connellsche Prinzip der Dominanz und Unterordnung von verschiedenen Männlichkeiten auch innerhalb der eigenen Klasse oder Ethnie, das mit der hegemonialen Männlichkeit als Leitbild einhergeht, lässt sich in Bebels Werk nicht unmittelbar nachweisen. Einen Hinweis auf die Abwertung homosexueller Männer insgesamt lässt sich allerdings finden. Weiblichkeit und

<sup>80</sup> BEBEL, August: *Die Frau und der Sozialismus. Mit einem einleitenden Vorwort von Eduard Bernstein*. Neusatz der 1929 erschienenen Jubiläumsausgabe, 3. Aufl. Bonn 1994, S. 115.

<sup>81</sup> BEBEL: *Die Frau*, S. 241.

<sup>82</sup> BEBEL: *Die Frau*, S. 237.

Männlichkeit sind für Bebel ganz klar heterosexuell normiert, womit er sich im Rahmen der hegemonialen Männlichkeit bewegt:

„Diese Furcht vor Überbevölkerung veranlaßte Aristoteles, den Männern die Fernhaltung von ihren Frauen und dagegen die Knabenliebe anzuraten. ... Schließlich huldigten dieser widernatürlichen Leidenschaft die bedeutendsten Männer Griechenlands. ... Huldigte die Männerwelt Griechenlands der Knabenliebe, so verfiel die Frauenwelt in das andere Extrem, sie verfiel der Liebe zu Angehörigen des eigenen Geschlechts. Es war dieses besonders bei den Bewohnerinnen der Insel Lesbos der Fall, weshalb diese Verirrung die lesbische Liebe genannt wurde und noch genannt wird, denn sie ist nicht ausgestorben und besteht unter uns fort.“<sup>83</sup>

Mit der Sichtweise der männlichen Homosexualität als „widernatürlicher Leidenschaft“ übernimmt Bebel den gesamtgesellschaftlichen Konsens und wertet schwule Männlichkeiten ab. Eine bedeutende Stellung von Sexualität für die Konstruktion von Männlichkeit wird ansonsten nicht ersichtlich. Männlichkeiten anderer Schichten würden allerdings abgewertet:

„Dieselben Gelehrten, die der Frau die höhere Befähigung absprechen, sind geneigt, dies auch gegenüber dem Handwerker und Arbeiter zu tun. ... Dieselben Männer, die auf dem einen Gebiet zu den Vorurteilslosesten gehören, und eine geringe Meinung von jenen besitzen, die gleich ihnen nicht frei denken, sind auf anderen Gebieten, sobald es sich um ihr Standes- oder Klasseninteresse, um ihre Eitelkeit und Eigenliebe handelt, beschränkt bis zur Borniertheit und gegnerisch gesinnt bis zum Fanatismus. Die höhere Männerwelt urteilt absprechend über die niedere, und ähnlich fast die gesamte Männerwelt über die Frauen.“<sup>84</sup>

Dies geschehe allerdings nur von oben nach unten. Von einer Abwertung der bürgerlichen Männlichkeit durch ArbeiterInnen schreibt Bebel nichts. Dass er von abwertenden Äußerungen seitens der Arbeiterschaft über andere Männlichkeiten – außerhalb wie innerhalb der eigenen Klasse, beispielsweise Vorurteile tschechischen oder ungarischen Arbeitern gegenüber – nichts erwähnt, hatte sicherlich mehrere Gründe: Er beschäftigt sich ja augenscheinlich mit der Rolle der Frau, was solche Querelen in den Hintergrund rücken lassen musste. Ein gewichtiger Grund ist ebenfalls, seine Absicht, „das Proletariat“ – eine ideologische Konstruktion, tatsächlich war diese Gesellschaftsschicht in sich höchst heterogen – als geschlossene Interessensgemeinschaft darzustellen, in der etwa Nationalitätenkonflikte keinen Raum einnehmen sollten. Ob die Abwertung von Männlichkeiten anderer Klassen als Wirkprinzip hegemonialer Männlichkeit auf die ArbeiterInnen zutraf, lässt sich folglich nicht sagen. Zumindest aber für die adeligen und (bildungs-) bürgerlichen Schichten besaß es Gültigkeit.

Das Männlich- und Weiblichkeitsbild Bebel's basiert im Grunde auf einer essentialistischen Geschlechtsidentität. Er geht von feststehenden physischen und geistigen Unterschieden zwischen den Geschlechtern aus<sup>85</sup>, die zwar in ihrer Deutlichkeit kulturbedingt variieren können,

---

<sup>83</sup> BEBEL: *Die Frau*, S. 71.

<sup>84</sup> BEBEL: *Die Frau*, S. 241.

<sup>85</sup> Vgl.: BEBEL: *Die Frau*, S. 58: „Im allgemeinen waren in der Urzeit die physischen und die geistigen Unterschiede zwischen Mann und Weib weit geringere als in unserer Gesellschaft.“



aber dennoch vorhanden sind. Grundannahme dafür ist eine Mann und Frau innewohnende „Natur“.

„Andererseits ist die Frau von Natur impulsiver als der Mann, sie reflektiert weniger als dieser, sie ist selbstloser, naiver, daher ist sie von größerer Leidenschaftlichkeit beherrscht, die sich in der wahrhaft heroischen Aufopferung, mit der sie für ihr Kind eintritt oder für Angehörige sorgt und sie in Krankheitsfällen pflegt, im schönsten Lichte zeigt.“<sup>86</sup> „Ihre Anpassungsfähigkeit ist größer als die des schwerfälligen Mannes.“<sup>87</sup>

Wann immer mit der „Natürlichkeit“ von physischen wie psychischen Unterschieden zwischen Männern und Frauen gesprochen wird, ist das in der Aufklärung entstandene, essentialistische Geschlechterverständnis wirksam. Dieses weist Mann und Frau bestimmte, ihrer vermeintlichen, durch den Körper definierten und festgelegten „Natur“ entsprechende Charakterzüge zu, welche Männer grundsätzlich von Frauen unterscheiden sollen. Allerdings ist dieser Essentialismus bei Bebel weniger stark ausgeprägt als bei vielen seiner Zeitgenossen, denen er vorwirft, sich durch Vorurteile Frauen gegenüber leiten zu lassen. Manche seinerzeit als Allgemeingut anerkannte Stereotype über Frauen, wie zum Beispiel eine geringere geistige Leistungsfähigkeit oder die „natürliche“ Begabung zum Kochen und Kindererziehen, kritisiert er deutlich als Vorurteile. Er erklärt vieles von dem, was als „typisch weiblich“ angesehen wurde, als durch historische Prozesse sowie das soziale Umfeld – und hier vor allem (mangelnde) Bildung – hervorgerufen. Dennoch unterscheidet er nicht eindeutig zwischen sozial Konstruiertem und (vermeintlich) biologisch Gegebenem. Wie geschlechtsspezifische Verhaltensweisen zu Stande kommen, bleibt höchst vage:

„Jene Frauen, die durch ihre sozialen Verhältnisse in freierer Stellung sich befinden, besitzen in der Regel eine einseitige und oberflächliche Erziehung, die in Verbindung mit ererbten weiblichen Charaktereigenschaften sich nachdrücklich geltend macht. ... Aus den geschilderten Zuständen haben sich mancherlei Charaktereigenschaften der Frau gebildet, die sich von Generation zu Generation immer vollkommener entwickelten. .... Es sind Eigenschaften, die unter dem Drucke der sozialen Verhältnisse entstanden und durch Vererbung, Beispiel und Erziehung weiterentwickelt werden.“<sup>88</sup>

Indem Bebel von weiblichen Charaktereigenschaften und deren Vererbung spricht, von der „Natur“ der Frau, geht er von einer essentialistischen Geschlechtsidentität aus. Zwar bricht er diese auf, indem er der Sozialisation und gesellschaftlich- ökonomischen Zwängen, vertreten durch „die Männerwelt“, Schuld an der Lage und Eigenheiten der Frauen zuweist. Er kann sich allerdings von essentialistischen Vorstellungen über Charaktereigenschaften der Geschlechter großteils nicht lösen. Dies tut er auch dann nicht, wenn er davon ausgeht, mit der Errichtung

---

<sup>86</sup> BEBEL: *Die Frau*, S. 160.

<sup>87</sup> BEBEL: *Die Frau*, S. 240.

<sup>88</sup> BEBEL: *Die Frau*, S. 157; An dieser Textstelle wird deutlich, dass Bebel hinsichtlich der Evolutionstheorie eher Anhänger von Lamarck als Darwin war. Lamarck ging davon aus, dass sich Umweltgegebenheiten wie das soziale Umfeld innerhalb einer Generation im Erbgut bemerkbar machen würden. Heutigen LeserInnen mag deshalb die Argumentation befremdlicher erscheinen als den LeserInnen um 1900, da sich die auf Darwin gründende Evolutionstheorie durchgesetzt hat. Die Lamarcksche Lesart der Evolutionstheorie sorgt in Bebels Denken zusätzlich dafür, dass soziale Umwelteinflüsse und die „Natur“ der Geschlechter vermischt werden.

eines sozialistischen Zukunftsstaates könnten die Frauen sich auf die „Höhe der Vollkommenheit ihres Wesens“<sup>89</sup> erheben. Sogar in der sozialistischen Gesellschaft kann der Mensch sich für Bebel nicht als Mensch an sich entfalten, Frauen und Männer können sich eben nur innerhalb ihres geschlechtsspezifischen „Wesens“ oder ihrer „Natur“ vervollkommen. Damit bewegt er sich definitiv im Rahmen des gesellschaftlichen Konsenses, innerhalb dessen von feststehenden „Geschlechtscharakteren“ ausgegangen wird. Diese sind ein „Gemisch aus Biologie, Bestimmung und Wesen“<sup>90</sup>, die biologische und psychologische Unterschiede zwischen den Geschlechtern festlegen und ihnen ihren Platz in der Gesellschaft zuweisen. Wenn Bebel auch von Faktoren wie der Sozialisation ausgeht, spricht er Frauen kollektiv bestimmte Eigenschaften zu, und diese werden vererbt, entsprechen der „Natur“. Er schreibt zwar nicht alles der „Natur“ zu, doch schafft er mit der Übernahme von gängigen Floskeln keine klare Trennung von dem Konzept essentialistischer Geschlechtscharaktere. Wenn schon Bebel als Vordenker der ArbeiterInnenbewegung keine vollständige Loslösung von essentialistischen Geschlechterkonstruktionen gelingt, bleibt es fraglich, ob seinen LeserInnen dies gelang.

## 4.2 Friedrich Engels „Der Ursprung von Familie, Privateigentum und Staat“

### 4.2.1 Zu „Der Ursprung von Familie, Privateigentum und Staat“

In Konkurrenz zum Historismus als dominierender Strömung der Historiografie des 19. Jahrhunderts stand ein teleologisches Geschichtsverständnis, welches die Menschheitsgeschichte als sozialen Prozess der geradlinigen Entwicklung von der Menschwerdung zur Zivilisation interpretierte. Zwei besonders bekannte Geschichtsentwürfe dieser Art sind, neben den Werken von Karl Marx, Henry Lewis Morgans *Ancient Society* (dt. *Die Urgesellschaft*) von 1877 sowie Friedrich Engels' *Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats. Im Anschluss an Lewis H. Morgans Forschungen* aus dem Jahr 1884.<sup>91</sup> Der *Ursprung der Familie* musste aufgrund der „Sozialistengesetze“ im deutschen Kaiserreich zunächst in der Schweiz erscheinen. Das Buch wurde und wird als einer der wichtigsten Beiträge zur marxistischen Theorie und insbesondere als klarere Darstellung der Marxschen Theorie der historischen Entwicklung gesehen. In Marx' Sinne sieht er in der „Produktion und Reproduktion des unmittelbaren Lebens“<sup>92</sup>, also der materiellen Lebensgrundlagen, die Bedingungen für den sozialen, politischen und intellektuellen Lebensprozess. Geprägt ist Engels' Geschichtsverständnis, ebenso wie das von August Bebel, vom historischen Materialismus. Der *Ursprung der Familie* wurde in nur drei Monaten geschrieben,

---

<sup>89</sup> BEBEL: *Die Frau*, S. 240.

<sup>90</sup> HAUSEN: *Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“*, S. 367.

<sup>91</sup> Vgl.: RÖDER: *Vom urzeitlichen Mutterrecht zur öko-feministischen Göttinnendämmerung*, S. 18.

<sup>92</sup> ENGELS, Friedrich: *Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats*. In: Karl Marx/Friedrich Engels - Werke. Band 21, Berlin 5. Auflage 1975, unveränderter Nachdruck der 1. Auflage 1962, Berlin/DDR, S. 28.

mit starkem Bezug zu Bebel's *Die Frau und der Sozialismus*. Es war außerordentlich populär und einflussreich.<sup>93</sup> Schnell wurde es in die sozialistische Agenda aufgenommen und avancierte, wie auch Bebel's *Die Frau*, zu einem der wichtigsten sozialistischen Texte zur „Frauenfrage“. Es erschien in zahlreichen Auflagen und wurde in viele Sprache übersetzt.

Ebenso wie Bebel bietet er eine materialistische Erklärung für die untergeordnete Stellung der Frau in der bürgerlichen Welt, indem er versucht, eine direkte Beziehung zwischen dem Besitz von Privateigentum und der ideologischen Unterordnung von Frauen herzustellen. Inspiriert von den Forschungen Lewis H. Morgans<sup>94</sup> kommt Engels zu dem Schluss, dass die urzeitliche, mutterrechtliche Gesellschaft abgelöst wurde durch die patriarchale, was ursächlich war für die Unterdrückung der Frauen. Ein Ende der Unterdrückung sei nur in einem kommunistischen Zukunftsstaat möglich, wo Männer und Frauen gleichberechtigt ihre gesellschaftliche Rolle wahrnehmen könnten. Wie sich noch zeigen wird, war Engels bei seiner Argumentation allerdings nicht ganz der kritische Feminist, als der er oft dargestellt wird.

#### 4.2.2 Geschlechterkonstruktionen bei Engels

Wie Bebel so geht auch Engels davon aus, dass die Frauen in der bürgerlichen Gesellschaft von den Männern unterdrückt werden. Das Verhältnis zwischen Mann und Frau ist als eines von Dominanz und Unterordnung charakterisiert. Gleichzeitig profitieren alle Männer von der Unterdrückung der Frauen. Dabei ist Engels immer um die historische Entwicklung bemüht. Spätestens seit der Hochblüte des antiken Griechenlands sieht er das Mutterrecht in Europa vollständig abgeschafft, und damit die gesellschaftliche Stellung der Frau in allen Lebensbereichen als benachteiligt.

„Der Umsturz des Mutterrechts war die *weltgeschichtliche Niederlage des weiblichen Geschlechts*. Der Mann ergriff die Steuer auch im Hause, die Frau wurde entwürdigt, geknechtet, Sklavin seiner Lust und bloßes Werkzeug der Kinderzeugung. Diese erniedrigte Stellung der Frau, wie sie namentlich bei den Griechen der heroischen und noch mehr der klassischen Zeit offen hervortritt, ist allmählich beschönigt und verheuchelt, auch stellenweise in mildere Form gekleidet worden; beseitigt ist sie keineswegs.“<sup>95</sup>

Diese Situation dauert bis in die bürgerliche Gesellschaft hinein an, erfährt hier sogar erst ihren Höhepunkt, wie Engels an anderer Stelle mehrfach postuliert. Dabei kritisiert er besonders die rechtliche und ökonomische Benachteiligung der Frauen, vor allem die der Arbeiterinnen.

Ein essentialistisches Geschlechterverständnis ist auch bei Engels spürbar. Er spricht zwar an keiner Stelle direkt aus, was die Rolle von Mann bzw. Frau ist, aber er schreibt den Geschlechtern

<sup>93</sup> Vgl.: SAYERS, Janet/ EVANS, Mary/ REDCLIFT, Nanneke: *Introduction. Engels, socialism, and feminism*. In: Dies. (Hg.): *Engels Revisited. New Feminist Essays*. London/New York 1987, S. 1- 10, hier S. 1.

<sup>94</sup> Morgan forschte vor allem über die Nordamerikanischen UreinwohnerInnen. Engels fügte sein eigenes historisches Material über Griechenland, Rom, Kelten, Germanen usw. hinzu und verband alles durch einen historischen Materialismus, der den in seinen Augen linearen zivilisatorischen Fortschritt erklärte.

<sup>95</sup> ENGELS: *Der Ursprung der Familie*, S. 61.

durch alle „Zivilisationsstufen“ hinweg bestimmte Aufgaben zu, die sich mit diesem Geschlechterverständnis decken. Die Arbeitsteilung sowie die „natürlichen“ Arbeitsgebiete von Mann und Frau auf der „Zivilisationsstufe“ der „Oberstufe der Barbarei“ stellt er sich folgendermaßen vor:

„Die Teilung der Arbeit ist rein naturwüchsig; sie besteht nur zwischen den beiden Geschlechtern. Der Mann führt den Krieg, geht jagen und fischen, beschafft den Rohstoff der Nahrung und die dazu nötigen Werkzeuge. Die Frau besorgt das Haus und die Zubereitung der Nahrung und Kleidung, kocht, webt, näht. Jedes von beiden ist Herr auf seinem Gebiet: der Mann im Walde, die Frau im Hause. Jedes ist Eigentümer der von ihm verfertigten und gebrauchten Werkzeuge: der Mann der Waffen, des Jagd- und Fischzeugs, die Frau des Hausrats. Die Haushaltung ist kommunistisch für mehrere, oft viele Familien.“<sup>96</sup>

Begriffe wie „naturwüchsige“ Arbeitsteilung implizieren „naturgegebene“ Wirkungskreise, an denen nicht zu zweifeln ist. Was der Frau einst zum Vorteil gereichte, wird im Zuge des Zivilisationsprozesses ein Nachteil, der sich bis in die Jetzt- Zeit erhalten hat.

„Dieselbe Ursache, die der Frau ihre frühere Herrschaft im Hause gesichert: ihre Beschränkung auf die Hausarbeit, dieselbe Ursache sicherte jetzt die Herrschaft des Mannes im Hause: die Hausarbeit der Frau verschwand jetzt neben der Erwerbsarbeit des Mannes; diese war alles, jene eine unbedeutende Beigabe. Hier zeigt sich schon, daß die Befreiung der Frau, ihre Gleichstellung mit dem Manne, eine Unmöglichkeit ist und bleibt, solange die Frau von der gesellschaftlichen produktiven Arbeit ausgeschlossen und auf die häusliche Privatarbeit beschränkt bleibt. Die Befreiung der Frau wird erst möglich, sobald diese auf großem, gesellschaftlichem Maßstab an der Produktion sich beteiligen kann und die häusliche Arbeit sie nur noch in unbedeutendem Maß in Anspruch nimmt. Und dies ist erst möglich geworden durch die moderne große Industrie, die nicht nur Frauenarbeit auf großer Stufenleiter zuläßt, sondern förmlich nach ihr verlangt, und die auch die private Hausarbeit mehr und mehr in eine öffentliche Industrie aufzulösen strebt.“<sup>97</sup>

Die lange Dauer der weiblichen Tätigkeitsfeldes im Haushalt suggeriert eine Art von anthropologischer Konstante. Auch wenn Engels der Meinung ist, die private Hausarbeit solle in Zukunft durch eine öffentliche Industrie übernommen werden, ist es ihm selbstverständlich, dass bis zu diesem Zeitpunkt die Frauen sich um die Hausarbeit kümmern, nicht etwa die Männer oder beide Geschlechter. Haus- und Erziehungsarbeit ist also definitiv Frauensache, seit Beginn der Menschheitsgeschichte und bis zu jenem Zeitpunkt, wenn in einem utopischen Zukunftsstaat der Kommunismus das Leben der Menschen so grundlegend ändert, dass die herkömmliche Aufteilung in Privat, sprich weibliche Sphäre, und Öffentlichkeit, dem männlichen Wirkungskreis, nicht mehr möglich ist.

Ist bei Engels Sexualität ein wichtiger Bestandteil für die Konstruktion von Männlichkeit? Ja, insofern, als dass Engels davon ausgeht, die Einführung der monogamen Einzelehe bedeute als Konsequenz für Frauen den offiziellen Zwang zu Monogamie und Keuschheit, der für Männer nicht gelte. *Die Männer* – Engels spricht von Männern und Frauen stets in einer solchen

<sup>96</sup> ENGELS: *Der Ursprung der Familie*, S. 155.

<sup>97</sup> ENGELS: *Der Ursprung der Familie*, S. 158.

Verallgemeinerung – nutzen ihre gesellschaftliche Machtstellung permanent aus, um bei „Hetären“ oder Prostituierten fremdzugehen. Frauen tun dies aber auch, nur eben weniger offensichtlich durch geheime Liebhaber. Sexualität ist also für beide Geschlechter wichtig. Allerdings macht Engels Einschränkungen, denn er geht davon aus, dass sich mit der zunehmenden Entfremdung des Menschen vom kommunistischen Leben der Frühzeit, mit seinem „waldursprünglich-naiven Charakter“<sup>98</sup> des Geschlechterverhältnisses, hin zur Gruppenehe im Zuge des steigendem zivilisatorischen Fortschritts als erniedrigend erschien. Die Frauen hätten sich das „Recht auf Keuschheit“ oder die Ehe mit nur einem Mann als „eine Erlösung herbeigewünscht“, während es den Männern „überhaupt nie, auch bis heute nicht, eingefallen ist, auf die Annehmlichkeiten der tatsächlichen Gruppenehe zu verzichten. Erst nachdem durch die Frauen der Übergang zur Paarungsehe [Einzelehe zw. einem Mann und einer Frau, Anm. d. Verf.] gemacht worden war, konnten die Männer die strikte Monogamie einführen – freilich nur für die Frauen.“<sup>99</sup> Beim Lesen solcher Textstellen – ähnliche sind im gesamten Text zu finden – kann man sich schlecht des Eindrucks erwehren, dass Engels implizit davon ausgeht, Männer besäßen einen, im Vergleich zu Frauen, überbordenden Sexualtrieb und täten im Gegensatz zu Frauen ihr möglichstes, um diesen Ausleben zu können. Hier zeigen sich also Spuren des essentialistischen Geschlechterverständnisses, welches Männern eine aktive, Frauen jedoch lediglich eine passive Sexualität zuordnet. Außerdem wird so die Sexualität zu einem wichtigen Merkmal von Männlichkeit, welches Männer von Frauen unterscheidet.

Dabei sei Homosexualität eine „Widerwärtigkeit“, gleichsam ein Verbrechen an der Natur. Engels spart dieses tabubehaftete Thema weitestgehend aus, nur in Hinblick auf die antike griechische Kultur erwähnt er das Thema der männlichen, nicht aber der weiblichen Homosexualität.

„Diese [die athenischen Männer, Anm. d. Verf.], die sich geschämt hätten, irgendwelche Liebe für ihre Frauen zu verraten, amüsierten sich in allerlei Liebeshändeln mit Hetären; aber die Entwürdigung der Frauen rächte sich an den Männern und entwürdigte auch sie, bis sie versanken in die Widerwärtigkeit der Knabenliebe und ihre Götter entwürdigten wie sich selbst durch den Mythos von Ganymed.“<sup>100</sup>

Die Männer Athens und des antiken Griechenlands entwürdigen (!) sich, in Mythen selbst ihre Götter, durch homosexuelle Praktiken. Eine Abwertung anderer Männlichkeiten als Element hegemonialer Männlichkeit, die sich nach Robert Connell besonders in der Abwertung von Homosexuellen äußert, ist bei Engels folglich zu finden.

<sup>98</sup> ENGELS: *Der Ursprung der Familie*, S. 57.

<sup>99</sup> ENGELS: *Der Ursprung der Familie*, S. 57.

<sup>100</sup> ENGELS: *Der Ursprung der Familie*, S. 67.

### 4.3 Zusammenfassung

Wenn für die Untersuchung von Männlichkeitskonstruktionen innerhalb der Arbeiterschaft Schriften der Ikonen Bebel und Engels als Quelle verwendet werden, stellt sich zunächst die Frage, inwieweit sie das Denken der ArbeiterInnen beeinflussten. Von der Mehrheit der ArbeiterInnen und ihren Familienangehörigen wurden ihre Werke wohl nicht gelesen. Wenn allerdings Theoretiker der ArbeiterInnenbewegung gelesen wurden, dann zählen die hier besprochenen Werke zur ersten Wahl der LeserInnen. Schon deshalb, aber auch noch aus einem weiteren Grund, kann man sie nicht einfach bei Seite lassen, denn sie lieferten den theoretischen Rahmen innerhalb dessen sich die sozialdemokratische Weltanschauung bewegte. Ihre Ideen waren wirksam, auch wenn ihre Werke nicht direkt gelesen wurden. Über das weitere Sozialmilieu hatten die ideellen Grundlagen auch Einfluss auf Personen, die nicht politisch aktiv waren. Bebel und Engels außer Acht zu lassen würde bedeuten, den ideellen Referenzrahmen der ArbeiterInnenbewegung zu ignorieren.

Von großem Interesse ist darüber hinaus die Beantwortung zwei weiterer Fragen. Einerseits ist fraglich, ob das von Engels und Bebel vermittelte Frauen- und Männerbild wirklich so revolutionär neu war wie sein Anspruch, ob es nicht doch auch von der hegemonialen Männlichkeit geprägt war. Beide Autoren vermitteln in der Tat ein essentialistisches Geschlechterverständnis, wenn auch in abgemilderter Form, und trotz emanzipatorischer und feministischer Absichten. Auch in der Forschung setzt sich mittlerweile die Erkenntnis durch, dass, in diesem Falle Engels „failed to probe deeply into the position of women because he presumed a different nature (especially in sexual matters) for them, as well as different domestic responsibilities, compared with the behaviour and roles that he assigned, sometimes implicitly, to men.“<sup>101</sup> Weitere Indizien für das Bestehen der hegemonialen Männlichkeit als Hintergrundmatrix des Geschlechterverständnisses bei beiden Autoren liefert die Abwertung homosexueller Männer, also einer „klassenübergreifenden“ Marginalisierung anderer Männlichkeiten. Bei Engels ist auch die Sexualität des Mannes wichtiges Kennzeichen seiner Männlichkeit. Schließlich konstatieren beide Autoren, dass Frauen in ihrer Funktion als Arbeiterinnen ebenso wie durch ihre Position in der Geschlechterhierarchie eine untergeordnete Stellung in der Gesellschaft inne haben, während die Männer durch Komplizenschaft daraus einen kollektiven Vorteil ziehen.

Wie es mit dem Gefälle zwischen Theorie und ihrer Vermittlung, beispielsweise durch Bilder oder Liedertexten aussieht, ist eine weitere wichtige Frage, die noch geklärt werden wird. Ihre Beantwortung ist wichtig für die Betrachtung des Gesamtdiskurses über Männlichkeit innerhalb der Arbeiterschaft. Festzuhalten bleibt, dass die Werke der Theoretiker über die strukturellen

---

<sup>101</sup> CARVER, Terrell: *Friedrich Engels. His life and thought*. London 1989, S. 245.

Elemente der hegemonialen Männlichkeit Auskunft geben, deutlich mehr als andere Quellengattungen.

## 5. Lieder der organisierten Arbeiterschaft – „gesungene Männlichkeit“

Warum sollte man gerade Lieder als Quellen zur Männlichkeitsgeschichte des ArbeiterInnenmilieus nutzen? Weil sie sich in besonderer Weise anbieten, ein Stück gelebter Alltagskultur sind und damit einen Aussagewert erreichen, der höher ist als der vieler anderer Arten von Quellen. Zunächst ist für die Überlegungen zum Wert von Liedern als historische Quelle anzumerken, dass in ihnen Werte, Vorstellungen und Wünsche der Beteiligten und ihres sozialen Umfeldes zum Ausdruck gebracht werden.

„Musik und Text und ihr institutioneller Rahmen bilden eine Quelle für die historisch vergleichende Analyse von Ideen, Anschauungsweisen und kollektiven Identitäten im jeweiligen politisch- sozialen Milieu.“<sup>102</sup>

Dieser Befund trifft auf viele Quellen, insbesondere zur Alltags- und Geschlechtergeschichte, zu. Quellen, wie beispielsweise Bilder, vermitteln Botschaften und Informationen, die von Maler und Auftraggebern nicht intendiert waren. Im Falle von Liedern aus der ArbeiterInnenbewegung kommt noch hinzu, dass sie ganz bewusst für politische Zwecke eingesetzt wurden. Sie verfügen also über zwei Ebenen von Werte- und Identitätsvermittlung, eine politische, beabsichtigte und eine nicht intendierte, welche auf die Prägung durch das gesellschaftliche Umfeld zurückzuführen ist und mit diesem interagiert.

Lieder stellen eine nicht nur auf schriftlichem Wege wirksame Literaturgattung dar, die sehr weit verbreitet<sup>103</sup> war. Die ArbeiterInnenbewegung nutzte sie als ein frühes Medium der Massenkommunikation, noch vor Zeitungen und Propagandaschriften: Weil sich die eingängigen Texte rasch memorieren ließen, war es möglich die Liedertexte zu verbreiten, ohne sie drucken zu müssen. Hinsichtlich staatlicher Repression stellen Lieder gleichfalls eine Ausnahme dar, denn auch wenn die gedruckten Texte konfisziert wurden und nicht mehr zur Verfügung standen, konnten Lieder immer noch gesungen werden. Durch ihren „Gebrauchswert“, ihre Präsenz im Alltagsleben, sind Lieder als authentischere Quelle anzusehen als etwa Reden von Parteifunktionären oder Polizeiakten.

### 5.1 Lieder in der ArbeiterInnenbewegung und -kultur

Im 19. Jahrhundert kam es durch veränderte Strukturen von Öffentlichkeit auf unterschiedlichen Ebenen zu einem Wandel der Funktion und Bedeutung von Musik in der Gesellschaft. Einerseits gilt das für die Rolle populärer Musik im Alltagsleben. So kritisierten

---

<sup>102</sup> KÖRNER: *Das Lied*, S. 11.

<sup>103</sup> Vgl.: KÖRNER: *Das Lied*, S. 18.

soziale und politische Protestlieder die Lebensbedingungen, Spottlieder auf die Regierung betrachteten die Politik kritisch. Zum anderen übernahm die Kunstmusik ab dem 18. Jahrhundert eine wichtiger werdende Funktion im gesellschaftlichen Leben. Es entstand eine neue bürgerliche Musikkultur, die wesentlichen Einfluss auf Stil, Kultur- und Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts hatte.<sup>104</sup> Beispiele für die neue soziale Funktion von Kunstmusik, getragen vom Bürgertum, sind die Gründung von Musikvereinen oder die Veranstaltung von Benefizkonzerten. Der gesellschaftliche Funktionswandel von Musik zeigt sich auch im Chorgesang. Seine Suggestivwirkung „wurde in verschiedenen Bereichen des öffentlichen Lebens zum entscheidenden Motor sozialer und politischer Mobilisierung.“<sup>105</sup> Von der Nationalbewegung wurde diese Suggestivwirkung seit dem Vormärz als Mittel der politischen Propaganda eingesetzt. Über das Bürgertum als Trägerschicht wirkten sich diese Entwicklungen auch auf andere soziale Schichten und deren kulturelle Praxis aus.

Um das Verhältnis zwischen bürgerlicher und proletarischer Kultur im Bereich Musik und Chorgesang charakterisieren zu können, müssen zunächst die Begriffe „Gruppenkultur“, „Subkultur“ und „Gegenkultur“ im Zusammenhang mit den kulturellen Beschaffenheiten des ArbeiterInnenmilieus geklärt werden. Häufig ist von einer proletarischen Subkultur die Rede. Dieser Begriff ist aber mit Vorsicht zu gebrauchen, denn er impliziert eine Trennung der Gesellschaft in die dominante „Hochkultur“ der Oberschichten und die „Volks-“ oder „Subkultur“ der unteren Schichten. Damit ist er unangebracht wertend, wenn er nicht genauer definiert wird. Kulturelle Unterschiede zwischen verschiedenen Gesellschaften wie auch gesellschaftlichen Gruppen entziehen sich jeder Wertung in einer Skala der „Kulturstufen“. Im Sinne Dieter Langewiesches verstehe ich die Gesamtkultur einer Gesellschaft als ein „Geflecht von Teil- oder Gruppenkulturen mit beschränkten Autonomieansprüchen, die in den jeweiligen autonomen Teilbereichen aber gesamtulturell akzeptiert werden.“<sup>106</sup> Subkulturen sind diesem Verständnis nach kulturelle Strukturen, die in der Gesamtkultur nicht anerkannt sind und sich ganz oder teilweise nicht in diese einfügen. Eine spezielle, politisch geprägte Form einer Subkultur stellt die Gegenkultur dar, die sich bewusst von der Gesamtkultur absetzt und von ihr ausgegrenzt wird.<sup>107</sup> In Österreich und Deutschland kam es im 19. Jahrhundert bis zum Ersten

<sup>104</sup> Zur „epochenprägenden“ Bedeutung des Bürgertums siehe auch: BAUER, Franz J.: *Das ‚lange‘ 19. Jahrhundert. Profil einer Epoche*. Stuttgart 2004, S. 66ff; NIPPERDEY, Thomas: *Kommentar- Aspekte der Verbürgerlichung*. In: Kocka, Jürgen (Hg): *Arbeiter und Bürger im 19. Jahrhundert. Varianten ihres Verhältnisses im europäischen Vergleich*. München 1986, S. 49- 52.

<sup>105</sup> KÖRNER: *Das Lied*, S. 84.

<sup>106</sup> LANGEWIESCHE, Dieter: *Arbeiterkultur in Österreich: Aspekte, Tendenzen, Thesen*. In: Ritter, Gerhard A. (Hg.): *Arbeiterkultur*. [Deutsche überarbeitete Erstausgabe des Journal of Contemporary History (Vol.13, April 1978), herausgegeben von Walter Laqueur und George L. Mosse.] Königstein 1979, S. 40- 57, hier S.40f.

<sup>107</sup> Diese Unterscheidung erfolgt eher aus dem Blickwinkel des gesamtgesellschaftlichen Mainstreams. Zu fragen wäre hier, ob eine Subkultur auch dann als solche zu bezeichnen ist, wenn sie sich selbst nicht als im Widerspruch zur Gesamtkultur wahrnimmt, von dieser aber dennoch als Bedrohung oder kulturell nicht integrationsfähig



Weltkrieg zu einem Umformungsprozess der ArbeiterInnenkultur von einer Gruppenkultur über eine Subkultur hin zu einer proletarischen Gegenkultur. Allerdings betraf dieser Umformungsprozess nie alle Mitglieder dieses Sozialmilieus, alle drei Ausformungen existierten nebeneinander – doch die Gewichtung verschob sich zugunsten der proletarischen Gegenkultur.

Der Chorgesang entwickelte sich – ausgehend von der bürgerlichen Nationalbewegung – im 19. Jahrhundert zu einer gesamtulturellen Praxis, die von verschiedenen politischen Bewegungen genutzt wurde.<sup>108</sup> Auch wenn sich das ArbeiterInnenmilieu mit dem steigenden Grad an politischer Organisation zunehmend in Richtung einer Gegenkultur entwickelte, orientierte man sich in der Funktionalisierung von Chorgesang sowie im Musik- und Gesangsvereinwesen doch an den bürgerlichen Schichten. Diese Orientierung zeigt sich auf den verschiedensten Ebenen. Zunächst wird sie offenbar in der Art der Organisation: Vereine sind ein ursprünglich bürgerliche Kulturpraxis. In der Frühphase der ArbeiterInnenbewegung wurden Arbeiterbildungsvereine gegründet, welche häufig auch eine Gesangssektion umfassten. Diese Vereine wurden meist von bürgerlich- liberalen Initiatoren gegründet. Sie waren sowohl dem Selbstverständnis nach als auch in der Präsentation nach außen – d.h. besonders den Behörden gegenüber – bürgerlich geprägt.<sup>109</sup> Ebenfalls dem bürgerlichen Lager zuzurechnen waren die Leiter dieser Chöre ihrer Herkunft und politischen Einstellung nach. Viele der Mitglieder entstammten ebenso wenig dem Proletariat. Das schlug sich auch im musikalischen Repertoire nieder. Erst mit der Loslösung der Chöre von den Arbeiterbildungsvereinen und dem Übergang zu betrieblicher Organisation änderte sich die strukturell bedingte bürgerliche Orientierung. Mit dem Ende der wirtschaftlichen Rezessionsphase der 1870er und 80er Jahre und dem Durchbruch der Sozialdemokratie am Hainfelder Parteitag 1888/89 waren die Rahmenbedingungen für eine veränderte Organisationsstruktur gegeben. Demgemäß stieg die Zahl der Arbeitersängerbünde bis zum Ersten Weltkrieg auf dem gesamten Gebiet der Monarchie sprunghaft an. Durch die neuen politischen Möglichkeiten verlangte die Organisation der ArbeiterInnen „nun nach einer geänderten Ausdrucksform kollektiven Wollens auch im Bereich der Lieder.“<sup>110</sup> Dementsprechend wurden vermehrt Lieder gesungen, die in ihrem Charakter der „Tendenzkunst“ zuzurechnen waren und speziell für politische Zwecke geschaffen wurden.

Die Funktion der Lieder war klar: Sie sollten das Selbstverständnis der Bewegung ausdrücken, waren Medium der politischen Bildung und Agitation, vermittelten Ziele, Forderungen und

---

gesellschaftliche Gruppe angesehen wird. Nichtsdestotrotz halte ich die Begriffsbestimmung von Langewiesche für sinnvoll und handhabbar, insbesondere aufgrund des oft anzutreffenden, unreflektierten Gebrauch der Termini in Hinblick auf die ArbeiterInnen.

<sup>108</sup> Vgl.: KÖRNER: *Das Lied*, S. 85.

<sup>109</sup> Vgl.: KANNONIER, Reinhard: *Zwischen Beethoven und Eisler. Zur Arbeitermusikbewegung in Österreich*, Wien 1981, S. 14; PERMOSER, Manfred: *Die Arbeiter- Sängerbewegung in Österreich*. In: Kraus, Gottfried (Hg.): *Musik in Österreich. Eine Chronik in Daten, Dokumenten, Essays und Bildern*. Wien 1989, S. 343-345, hier S. 343.

<sup>110</sup> KANNONIER: *Zwischen Beethoven und Eisler*, S. 22.

Programme. Für diese Aufgabe war das Medium Lied in besonderem Maße geeignet, ist es doch „gewissermaßen die kleinste Einheit, ‚operativ‘, also leicht herzustellen, zu realisieren, zu verbreiten.“<sup>111</sup> Hinzu kommt noch ein identitätsstiftendes Moment. Das Erlebnis des gemeinsamen Singens zu den verschiedensten Gelegenheiten trug zum Entstehen eines Wir-Gefühls bei, ihm kam eine sozialpsychologische Funktion zu. Auch aufgrund der wichtigen Rolle, die das Singen im Alltag des 19. Jahrhunderts einnahm – es stellte meist die einzige Möglichkeit zur musikalischen Auflockerung des alltäglichen Lebens in einer Zeit ohne Radio und CD-Spieler – boten sich Lieder als Mittel der politischen Propaganda an. Dieses Vorgehen war sehr erfolgreich, denn Lieder hatten für Kultur und Identität der ArbeiterInnenbewegung einen hohen Stellenwert.<sup>112</sup>

In formalen Kategorien unterschieden sich die Arbeiterlieder weder in der musikalischen Gestaltung noch textlich vom vorhergehenden, allgemeinen Liedgut. Gewisserweise stellt das Arbeiterlied eine besondere Erscheinungsform des Volksliedes dar.<sup>113</sup> Auch die Chorliteratur war nicht eigenständig, sondern orientierte sich an den bürgerlichen Liedtafeln. Die vom Bürgertum geprägte Musikkultur wurde in den Alltag der ArbeiterInnenbewegung übernommen, ebenso im organisierten Vereinsleben: Das Vereinsleben hatte einen männerbündischen Charakter. Frauen waren zunächst aus den Arbeitersängerbünden ausgeschlossen, in den 1880er und 90er Jahren wurden gemischte und Frauenchöre gegründet. Ein diese Entwicklung fördernder Aspekt war allerdings, dass Frauenstimmen für die Aufführung größerer Werke der Klassik benötigt wurden, denn der künstlerische Anspruch der Arbeitersänger war gestiegen.<sup>114</sup> In der Präsentation nach außen wurden ebenfalls traditionelle Formen übernommen, wie die Trennung von Aufführenden und Zuhörern durch Bestuhlung in den Gasthaussälen, oder das Verlegen größerer Aufführungen in Konzertsäle. Die Programme für große und kleine Anlässe waren überwiegend Werke der klassischen Musik oder Volkslieder, die spezifischen Arbeiterlieder waren seltener vertreten.

Dennoch wurden bürgerliche Formen nicht einfach nur kopiert. Im neuen Kontext entstanden daraus eigene Rituale und eine eigene kulturelle Praxis. Auch wenn bürgerliche Formen übernommen wurden, standen sie doch teilweise im Gegensatz zu ihren Ursprüngen, weil sie auf ein anderes Ziel ausgerichtet waren. Nicht der Errichtung einer „bürgerlichen Gesellschaft“ war das Ziel, sondern – unter anderen inhaltlichen Vorzeichen – einer eigenen kulturellen und

---

<sup>111</sup> HEISTER, Hanns- Werner: *Art. "Politische Musik"*. In: Finscher, Ludwig (Hg.): *Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik*. 21 Bände in zwei Teilen. Kassel, Basel, London u. a. 1997, Bd.7, Sp. 1661- 1682, hier Sp. 1667.

<sup>112</sup> Vgl.: MÜHLBERG, Dietrich: *Proletariat. Kultur und Lebensweise im 19. Jahrhundert*. [Kulturstudien Sonderband 2] Wien/Köln/Graz 1986, S. 226.

<sup>113</sup> Vgl.: LAMMEL, Inge: *Arbeiterlied - Arbeitergesang. Hundert Jahre Arbeitermusikultur in Deutschland. Aufsätze und Vorträge aus 40 Jahren, 1959 – 1998*. Berlin 2002, S. 45.

<sup>114</sup> Vgl.: KANNONIER: *Zwischen Beethoven und Eisler*, S. 38.

politischen Identität. Dabei war es kein Nachteil, die bürgerlichen Traditionen zu integrieren. Das Gegenteil war der Fall. Da die theoretischen Stellungnahmen und der Anspruch einer gesellschaftlichen Alternative am Anfang viele ArbeiterInnen abschreckten, half die Übernahme gewohnter Formen, Mitglieder zu gewinnen. Durch „kulturelle Praxis, wie sie mit Hilfe der Sängerbewegung entstand, bestärkte die Sozialdemokratie die positive Definition eines eigenen Sozialmilieus und trug damit zur Abgrenzung von der bürgerlichen Gesellschaft bei.“<sup>115</sup>

Die Autoren der Arbeiterlyrik<sup>116</sup> bzw. der Liedertexte kamen ihrerseits aus Familien, die dem proletarischen Milieu zuzurechnen waren. Sie waren selbst überwiegend als Redner und Agitatoren sowie als politische Repräsentanten oder Redakteure der Parteipresse aktiv.<sup>117</sup> Gelegentlich wurden in die diversen Liederbücher auch Texte von bürgerlichen Autoren aufgenommen. Solche Texte waren beispielsweise Gedichte von Schiller, die als thematisch passend angesehen wurden. Dichterinnen und insbesondere Arbeiterdichterinnen blieben allerdings eine Seltenheit in den sozialdemokratischen Liedersammlungen.

Publiziert wurden die „Arbeiterlieder“ zunächst vor allem in der Tages- und Wochenpresse wie auf Programmzetteln und Liedblättern bei Parteiveranstaltungen. Da die Sozialdemokratie Lieder als Kategorie einer eigenen, alternativen Literatur mit politischer Funktion platzieren wollte, war es notwendig, sie mittels preisgünstiger Liederbücher massenhaft zu verbreiten. In Deutschland und Österreich waren erst um die Jahrhundertwende die politischen und innerparteilichen Voraussetzungen der Sozialdemokratie derart gefestigt, dass sozialistische Verleger mit Arbeiterdichtung ein Gewinn bringendes Geschäft machen konnten.<sup>118</sup> Druckwerke aus Deutschland gelangten auch nach Österreich. Dennoch bemühte man sich hier, eigene (deutsch-) österreichische Lieder- und Gedichtbände herauszugeben.

Die zahlreichen Liederbüchlein, die von verschiedenen sozialdemokratischen Verlagen im deutschsprachigen Raum herausgegeben wurden, waren überdies nicht nur für den Gebrauch in den sozialdemokratischen Parteiorganisationen und zum Gesang gedacht. Sie waren vielmehr ein Teil der sozialdemokratischen Literatur, der auch für die stille Lektüre gedacht war, um Meinung und Weltbild der Lesenden zu prägen. Mit vereinfachender, repetitiver Darstellung und in eingängiger Form wurde so Vertrautheit mit dem gesellschaftlichen Meinungsbild und Symbolen der Partei erreicht – und das, ohne dabei zu sehr auf innerparteiliche Debatten und Differenzen eingehen zu müssen. Somit ist davon auszugehen, dass die Texte der sozialdemokratischen Lieder

---

<sup>115</sup> KÖRNER: *Das Lied*, S. 110.

<sup>116</sup> Lyrik war wie Gesang ein wichtiger Bestandteil zur Ausgestaltung von Feiern und Zusammenkünften der Parteiorgane und verschiedenen Vereine. Viele der Gedichte hatten aber Liedcharakter, weshalb die Rezitation gegenüber dem Gesang in den Hintergrund trat - auch wegen der identitätsstiftenden Wirkung des Singens. Der Liedcharakter der Lyrik erklärt, warum neben reinen Arbeiter- Liederbüchern auch zahlreiche Bücher erschienen, die sowohl Gedichte als auch Lieder für das Proletariat bereitstellen wollten.

<sup>117</sup> Vgl.: LUDWIG, Martin H.: *Arbeiterliteratur in Deutschland*. Stuttgart 1976, S. 16.

<sup>118</sup> Vgl.: KÖRNER: *Das Lied*, S. 130.

durch die häufige Rezeption „den Einfluß von Statuten und Programmen auf die Bewegung vermutlich übertrafen.“<sup>119</sup>

## 5.2 Männlichkeit in Liedertexten

Das *Österreichische Proletarier- Liederbuch* stellt ein besonders erfolgreiches Liederbuch dar, das innerhalb der Arbeiterschaft Wiens weite Verbreitung fand, und zwischen 1894<sup>120</sup> und 1923 in mindestens sieben Auflagen erschien. Es ist als repräsentativ für dieses Genre von Druckerzeugnissen zu sehen, was der Vergleich mit anderen verfügbaren Liederbüchern aus dem entsprechenden Zeitraum ergab. Aus arbeits-ökonomischen Gründen wird für die vorliegende Arbeit nur ein Liederbuch analysiert, die Wahl fiel auf das am weitesten verbreitete Liederbuch. Die ersten zwei Auflagen wurden von Hugo Heller herausgegeben, danach übernahm Viktor Stein diese Aufgabe. Gedruckt und vertrieben wurde es durch die Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand, der wichtigsten Verlags- und Vertriebsorganisation der SDAP. Abgedruckt sind – exemplarisch hier die 3. Auflage – 13 Gedichte und 78 Liedtexte, darunter auch „klassische“ Volkslieder. Eines der 13 mal 10 Zentimeter messenden und 128 Seiten starke Exemplare kostete 15 Kreuzer bzw. 30 Heller, was ungefähr dem Wert von drei Ausgaben der „Arbeiterzeitung“ entsprach (siehe dazu auch Kapitel 6.2).

Die Herausgeber des *Österreichischen Proletarier- Liederbuchs* versuchten in besonderem Maße, den Inhalt an die österreichischen Verhältnisse anzupassen, wie Hugo Heller im Vorwort zur ersten Auflage erklärt:

„Das vorliegende Liederbuch verdankt sein Entstehen dem Bedürfnis nach einer den österreichischen Verhältnissen angepaßten Sammlung von Proletarierliedern; das in Wien erschienene „Rothe Liederbuch“ ist längst vergriffen, das bekannte Kegel'sche Liederbuch begegnet Schwierigkeiten in den österreichischen Presseverhältnissen und enthält viele Lieder, die auf fremde politische Verhältnisse Bezug haben. Beide Bücher wurden vom Herausgeber für diese Sammlung benützt, ebenso die Gedichtesammlung „Vorwärts“, das vielverbreitete „Züricher Liederbuch“ und einige ältere, längst verschollene Arbeiterliederbücher. Insbesondere aber würde Rücksicht auf die Programme der österreichischen Arbeitergesangsvereine genommen und häufig vorgetragene Lieder der Sammlung eingefügt.“<sup>121</sup>

Es handelt sich also um ein auf spezielle Bedürfnisse zugeschnittenes Liederbuch, das Texte enthält, die beliebt waren und auch gesungen wurden.

<sup>119</sup> KÖRNER: *Das Lied*, S. 120.

<sup>120</sup> Die genaue Datierung der ersten Auflage ist schwer. Sie ist noch mit Kreuzern, also der alten Guldenwährung ausgepreist. Ab 1892 galt die neue Kronenwährung, allerdings mit einer achtjährigen Übergangsfrist für die alte Währung. Die Wiener Volksbuchhandlung wurde erst 1894 gegründet. Folglich muss die erste Auflage des Proletarier- Liederbuchs zwischen 1894 und 1900 erschienen sein. Da die Kronenwährung erst ab 1900 offiziell als Zahlungsmittel verpflichtend wurde und die Bevölkerung selbst lieber in der alten Währung rechnete, wurden Produkte so lang als möglich in Gulden und Kreuzern ausgepreist; so auch die Maifestschriften, deren Preis erst ab 1900 in der Kronenwährung beziffert wurde. Zur Währungsreform vgl.: PROBSZT, Günther: *Österreichische Münz- und Geldgeschichte. Von den Anfängen bis 1918*. Graz 1973, bes. S. 542- 547.

<sup>121</sup> HELLER, Hugo: *Vorwort*. In: Österreichisches Proletarier- Liederbuch. Lieder für das arbeitende Volk. Wien o. J. (Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand), S. 5- 6, hier S. 6.

Wie oben schon angesprochen, ist die Rekonstruktion der Performanz schwer. Welche Lieder tatsächlich, von wem und wie häufig gesungen wurden, lässt sich nicht mehr nachvollziehen, auch wenn der Herausgeber des vorliegenden Liederbuchs für sich in Anspruch nimmt, beliebte Lieder in die Sammlung aufgenommen zu haben. Mithilfe von Programmheftchen von sogenannten „Liedertafeln“ (Choraufführungen), die von den jeweiligen Gesangsvereinen anlässlich größerer Festivitäten in Druck gegeben wurden, lässt sich dieses Problem nur bedingt lösen. Solche Aufführungen hatten einen anspruchsvolleren Charakter, kleinere Orchester spielten, und es wurden immer auch populäre Werke der „Hochkultur“ zum Besten gegeben, wie beispielsweise Passagen aus Figaros Hochzeit von W.A. Mozart. Dies zeigt sich exemplarisch an den Konzertprogrammen des Wiener Gesangsvereins „Freie Typographia“<sup>122</sup>. Hier wurde zu beinahe jedem Konzert ein Teil aus Figaros Hochzeit aufgeführt, daneben noch kleinere Werke und Lieder von Franz Schubert und Josef Scheu. Die meisten Lieder waren aber eher dem bürgerlichen Liedergut zuzurechnen. Ausgesprochen sozialdemokratisches Liedgut, wie es sich in den Liederbüchern fand, wurde zwar gesungen, aber in geringem Umfang. Hier ist allerdings zu beachten, dass es sich um besondere Festivitäten handelte, an denen die ArbeiterInnen demonstrieren wollten, dass sie mit dem Bürgertum auch „mithalten“ können und durchaus in der Lage sind, schwierigere Werke einzuüben. Man wollte sich selbstbewusst, und als im sozialen Aufstieg begriffen, nach außen präsentieren. Allerdings ist hierbei auch der Einfluss der Zensur zu beachten. Da die Gesangsvereine, vor allem die politisch ausgerichteten, sehr mit der staatlichen Repression zu kämpfen hatten<sup>123</sup>, ist anzunehmen, dass bei inoffiziellen Veranstaltungen auch mehr sozialdemokratisches Liedgut gepflegt wurde. Was also zu Hause, beim geselligen Zusammensein und auf Parteiveranstaltungen etc. gesungen wurde, kann nur vermutet werden. Die vom Herausgeber des *Österreichischen Proletarier- Liederbuchs* vorgenommene Zusammenstellung gibt hier jedoch einen Hinweis auf die Gesangspraxis.

Ähnlich verhält es sich mit den Melodien. Diese wurden nicht mit abgedruckt. Statt dessen wurde nach dem Titel des Liedes manchmal angegeben, zu welcher Melodie der Text gesungen werden sollte. Solche Angaben konnten präzise sein, wie etwa „Melodie: Als Noah aus dem Kasten war“, oder auch einfach nur „bekannte Melodie“ lauten. Meist aber wurde auf eine solche Angabe ganz verzichtet. In manchen Liederbüchern finden sich im Anhang einige bekannte Melodien, wie etwa der Marseillaise, die zu den abgedruckten Texten gesungen werden konnten. Ansonsten wurden Ratschläge gegeben, in welchen Druckwerken sich die Melodien finden

<sup>122</sup> *Konzertprogramme des Vereins „Freie Typographia“ Wien*, aus den Jahren 1903, 1904, 1905, 1907, 1911; Archiv des Vereins für Geschichte der Arbeiterbewegung Wien (Sacharchiv, Lade 6, Mappe 35 B). Die „Freie Typographia“ war der erste gemischte ArbeiterInnen- Gesangsverein, gegründet 1890 in Wien als branchenspezifischer Buchdruckerchor mit starker gewerkschaftlicher Unterstützung. Entwickelte sich unter der Führung von Joseph Scheu zum künstlerisch führenden ArbeiterInnen- Gesangsverein Österreichs mit einer großen Mitgliederzahl.

<sup>123</sup> Vgl.: PERMOSER: *Die Arbeiter- Sängerbewegung*, S. 343.

ließen. Zwei Gründe sind dafür festzumachen. Einerseits war es ungleich Kosten sparend, auf die Notation zu verzichten, weil so viel Platz eingespart werden konnte und der Drucksatz zudem einfacher herzustellen war. Andererseits kommt hier gewiss eine Tendenz zum Tragen, bekannte Lieder mit neuen Texten zu versehen, um so zusätzlich einen ironischen oder provokativen Effekt zu erzielen. Das Umdichten von Liedern war ein lebendiger Vorgang, in etwa vergleichbar mit dem Entstehen von Fangesängen in heutigen Fußballstadien. Erst durch das Drucken der ersten Liederbücher kam es zu einer gewissen Kanonisierung. Dass vor diesem Hintergrund die Texte keine eigenen Melodien bekamen und, wenn überhaupt, nur mit einem Hinweis auf eine bekannte Melodie versehen wurden, ist nahe liegend.

Nahezu alle Texte der untersuchten Liederbücher handeln vom Freiheits- oder Klassenkampf, weshalb man die „Arbeiterlieder“ auch grundsätzlich der Kategorie der Freiheitslieder zurechnen kann. Mit ihrem kämpferischen Appell sind sie bewusst an Soldatenlieder angelehnt, manche „Arbeiterlieder“ sind sogar umgedichtete Soldatenlieder. So kommen die Begriffe „Kampf“, „Kraft“, „Sieg“, „Mut“, „Ehre“, „Opfer“, „Held“, „Blut“ usw. in so gut wie jedem Text vor. Dabei lassen sich zwei Ebenen ausmachen, vordergründig zunächst die politische Ebene: Der Klassenkampf als Grundidee des sozialistischen und kommunistischen Denkens ist ein Thema, welches in den Liedern vorkommen muss, denn sie sollen ja zu politischer Aktivität animieren, die „Kampfmoral“ der Singenden stärken und eine Identifikation mit dem Programm der Sozialdemokratie fördern. Auf einer weiteren, subtileren Ebene geht die Idee des Klassenkampfes eine enge Verbindung mit der Vorstellung von Männlichkeit ein. An einem Text von Josef Scheu<sup>124</sup> lässt sich dies exemplarisch veranschaulichen:

#### **Männer der Arbeit**

Was fluthet und strömt durch die Straßen dahin,  
In drängenden, schwellenden Massen?  
Was schließt sich zusammen mit Brudersinn,  
Was breitet sich dicht um die Rednertribühn',  
daß der Platz kaum vermag sie zu fassen?  
[: Wer sind die Gestalten in dunkler Tracht?  
Männer der Arbeit, der Alles gestaltenden Macht! :]

Wer spricht zu dem Volk von der Bühne herab  
In wahren und zündenden Worten?  
Wer schildert ihm treu seiner Knechtschaft Grab,  
Und zeigt ihm den fliegenden Zauberstab,  
Der ihm öffnet der Freiheit Pforten?  
[: Wer sind die Gestalten in schlichter Tracht?  
Männer der Arbeit, der Alles gestaltenden Macht! :]

Wer ist's, der zur Zeit, wo die Sitte verfällt  
In des Goldes entnervenden Schalten,  
Der stumpfsinnig taumelnden, schwindenden Welt  
Erhobenen Arm's gegenüber sich stellt,  
Und die Fahne des Rechts zu entfalten?  
[: Wer sind die Gestalten in schlichter Tracht?  
Männer der Arbeit, der Alles gestaltenden Macht! :]

Wer schart sich um sie in begeistertem Zug  
Und liebevoll kämpfendem Werben?  
Wer thut ihrem Dienste sich nimmer genug,  
Bereit, unter ihrem verheißenden Flug  
Für die Sache der Menschheit zu sterben?  
[: Wer sind die Gestalten in schlichter Tracht?  
Männer der Arbeit, der Alles gestaltenden Macht! :]

<sup>124</sup> SCHEU, Andreas: *Männer der Arbeit*. In: STEIN, Victor (Hg.): Österreichisches Proletarier- Liederbuch. Lieder für das Arbeitende Volk. Wien 3. umgearbeitete Aufl. 1905, S. 67f.

Die „Männer der Arbeit“ zeichnen sich hier durch soldatische Eigenschaften und Tugenden aus. Sie zeigen kämpferischen Einsatz und Mut („muthig kämpfen“) sowie Treue („Wer schildert ihm treu seiner Knechtschaft Grab“) im Kampf für eine ehrenvolle, gerechte Sache („Um die Fahne des Rechts zu entfalten“). Wenn es notwendig sein sollte, opfern sie sich sogar im Dienste für die gute Sache („Für die Sache der Menschheit zu sterben“). Die von Schmale als Kernelement des hegemonialen Männlichkeitskonzepts bezeichnete Militarisierung des Mannes findet sich in den Liedtexten wieder. Der kämpferische, militarisierte Mann, eingebettet in die hegemoniale Männlichkeit als gesamtgesellschaftlichem Leitbild des späten 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, ist das Männlichkeitskonzept der Lieder der ArbeiterInnenbewegung – wie der als repräsentativ zu sehende Text von Scheu belegt. Freilich handelt es sich hierbei nicht um den militarisierten Mann an sich, vielmehr um eine „klassenspezifische“ Adaption dieses Aspektes von hegemonialer Männlichkeit. Der „Mann der Arbeit“ kämpft schließlich für die Ausgebeuteten und Unterdrückten, und nicht für Staat und Vaterland wie ein Soldat.

Durch die Platzierung der kämpferischsten Zeilen – den letzten beiden Strophen – am Ende des Textes wird ein dramaturgischer Bogen gespannt. Der Kampf als Notwendigkeit für die proletarischen Bevölkerungsschicht wird zusätzlich als lohnenswerte und existenzsichernde Tat betont. Hierdurch gewinnt die Verknüpfung von Männlichkeit mit Kampf darüber hinaus einen höheren Stellenwert. Des Weiteren verleiht die Beschwörung der Masse der „Arbeitsmänner“ und des Volkes dem sozialdemokratischen Vorhaben Legitimität und ferner Autorität, begründet im demokratischen Grundgedanken. Die Macht und Autorität des demonstrierenden Volkes auf den Straßen war ein bewährtes politisches Instrument und prägte das Bewusstsein der SozialdemokratInnen. Das Kollektiv der „Männer der Arbeit“ repräsentiert diese Autorität. (Männliche) Autorität ist nach Connell eines der Wirkprinzipien der hegemonialen Männlichkeit, ebenso wie die ordnend logische Qualität innerhalb der spezifisch männlichen Geschlechteridentität der Aufklärung. Der Anspruch, mit Fug und Recht die Welt nach gerechteren und logischeren Prinzipien ordnen zu wollen, wird im Text formuliert: In der dritten Strophe stellen sich die „Männer der Arbeit“ in einer Zeit des Sittenverfalls der „stumpfsinnig taumelnden, schwindenden Welt“ entgegen, um „die Fahne des Rechts zu entfalten“. Im die gesamte Gesellschaft durchziehenden Gefühl einer „Krise um 1900“, das im Kulturpessimismus der letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts wurzelte, nahmen es die Arbeiter für sich in Anspruch, die Probleme zu lösen. Hieraus leitet sich auch das Vorhaben ab, einen „neuen Menschen“ erschaffen zu wollen, der vor allem in den 1920er Jahren in der sozialdemokratischen Bewegung Österreichs besonders ausgeprägt war.<sup>125</sup> Die Arbeitsmänner im Liedtext zeichnen sich

---

<sup>125</sup> Siehe: WEIDENHOLZER, Josef: *Auf dem Weg zum „Neuen Menschen“: Bildungs- und Kulturarbeit der österreichischen Sozialdemokratie in der Ersten Republik*. Wien 1981.

vor diesem Hintergrund als im Sinne der essentialistischen Geschlechtsidentität wehr- und wahrhafte Männer aus, wenn sie ordnend in den als dekadent empfundenen Weltenlauf eingreifen.

Die Verknüpfung von Männlichkeit mit Kampf, also die Militarisierung des Männerbildes, ist ein Hauptelement der hegemonialen Männlichkeit. Neben den Begriffen Kampf, Mut, Treue und Gerechtigkeit ist auch der der Ehre von großer Wichtigkeit, wie es in einem Text von Uhlich demonstriert wird:

„Für die Armen muthig kämpfen ...  
Dieses, dieses macht den Mann.  
[...]  
Bei der Menschenwürd' und Ehre,  
In der Tief' des Herzens schwöre  
Jeder: ‚Ich will sein ein Mann!‘“<sup>126</sup>

Männlichkeit definiert sich hier über den „mannhaften“ Kampf. Er ist eine Sache der Ehre, der man(n) nicht aus dem Weg gehen darf. Der Klassenkampf als Notwendigkeit für eine bessere Zukunft wird als alternativlos dargestellt. Gleichzeitig wird suggeriert nur die Kämpfenden seien die „wahren Männer“. Dies wird auch in einem anderen Textbeispiel greifbar:

„Es schauen die Väter bewundernd auch an  
Ob eurem männlichen Streben,“<sup>127</sup>

Mit „männlichem Streben“ ist hier der Kampf für die Sache der ArbeiterInnen gemeint. Wenn doch eigentlich die jüngere Generation die ältere bewundern sollte für ihre Leistungen – ebenso aus Respekt den Eltern gegenüber wie aus Respekt vor dem Alter an sich –, dann wird deutlich, welche Wertschätzung dem kämpfenden Proletarier hier zugesprochen wird. Selbst die Respektspersonen, die Väter, bewundern ihre Söhne für ihr „männliches Streben“, welches sie selbst wohl nicht an den Tag legten. Eine nicht an einzelnen Textpassagen festzumachende Metaebene durchzieht die Beispiele. Die auf dieser Metaebene formulierte Botschaft lautet: „Hier wirst du zum Mann!“ Die sozialdemokratischen Arbeiter führen einen gerechten Kampf, erweisen sich so als „echte Männer“, erst durch das Mitwirken an ihrem politischen Projekt wird der Arbeiter zum Mann. Ein gewisser Initiationsgestus innerhalb der Liedertexte kann nicht verneint werden.

Dabei schwingt bereits eine Abwertung anderer Arten von Männlichkeit mit. Die subtile Botschaft kann auch als „*Nur hier* wirst du zum Mann!“ verstanden werden. Dies ist nicht zufällig, wie der Uhlich- Liedtext zeigt.

<sup>126</sup> UHLICH, N.N.: *Was macht den Mann?* In: Proletarier-Liederbuch (1905), S. 80f.

<sup>127</sup> WALSTER, Otto: *Weckeruf*. In: Proletarier-Liederbuch (1905), S. 50f; der komplette Text befindet sich im Anhang.



**Was macht den Mann?**

Ob wir feine Röcke tragen,  
Aufgeputzt mit rothem Kragen,  
Ob ein Ordenstern daran;  
Oder ob in groben Leinen  
Ohne Zeichen wir erscheinen:  
Das Alles macht nicht den Mann.

Ob uns lange Titel schmücken,  
Schmeichler uns die Hände drücken  
Und uns sehen freundlich an;  
Oder ob, aus nied'rem Stande,  
Uns kaum jemand kennt im Lande:  
Das Alles macht nicht den Mann.

Reichthum von den Vätern erben,  
Statt durch Fleiß sein Brot erwerben,  
Das macht auch noch nicht den Mann;  
Aber unablässig schaffen,  
Und im Wirken nie erschaffen:  
Dieses, dieses macht den Mann.

Wo es gilt, die Wahrheit sagen,  
keine Scheu vor Menschen tragen,  
Scheuen selbst nicht Acht noch Bann;  
Jedem frei in's Auge schauen,  
Und der eig'nen Kraft vertrauen:  
Dieses, dieses macht den Mann.

Tief sich vor dem Höhern bücken,  
Und den Niedern unterdrücken.  
Das macht, wahrlich! nicht den Mann;  
Für die Armen muthig kämpfen  
Und der Reichen Hochmuth dämpfen:  
Dieses, dieses macht den Mann.

Nun wohlan! wer eine Kehle  
Hat und eine brave Seele;  
Schließ sich unserm Kreise an;  
Bei der Menschenwürd' und Ehre,  
In der Tief' des Herzens schwöre  
Jeder: „Ich will sein ein Mann!“

In diesem mit dem Titel *Was macht den Mann?* überschriebenen Lied wird deutlich gezeigt, was *den* Mann macht. Mit dieser Formulierung ist angedeutet, dass hier das Verständnis von Männlichkeit an sich gemeint ist. *Den* Mann macht nicht die Kleidung, egal ob fein oder ärmlich, sondern Mut und Freiheitsliebe, nicht sozialer Status und ererbter Reichtum, sondern Fleiß, Arbeit und der Kampf für die sozial Benachteiligten. Dabei spielt die Arbeit eine zentrale Rolle, durch Arbeit wird der Mann zum Mann, nicht arbeitende Männer werden abgewertet.<sup>128</sup> Wie die letzte Strophe überdies nahe legt, wird nur zum Mann, wer sich den politisch aktiven Arbeitern anschließt. Nicht nur die Männer des Bürgertums und der gehobenen Schichten kommen hier höchst unvorteilhaft davon, auch diejenigen Arbeiter, die sich nicht politisch engagieren und für die gerechte Sache kämpfen. Darüber hinaus wird allen Männern, die nicht in der Lage sind, immer mit Fleiß „zu schaffen“, abgesprochen, ein Mann zu sein – im Sinne der als Ideal propagierten Männlichkeit des Textes. Das gilt also nicht nur für die vermeintlich faulen Bürger, die bei weitem nicht so körperlich anstrengende Arbeit verrichteten wie Arbeiter, sondern auch für Arbeitslose oder körperlich Eingeschränkte, Behinderte, Invaliden, Jugendliche und Alte. In Übereinstimmung mit der hegemonialen Männlichkeit werden Männlichkeiten anderer Klassen abgewertet, ebenso wie andere Männlichkeiten innerhalb der eigenen Klasse. Der körperlich aktive, politisch engagierte und fleißig arbeitende Mann ist das dominante Leitbild, dem sich andere Männlichkeiten unterordnen müssen. Die Abwertung anderer Männlichkeiten lässt den Schluss zu, dass ein weiteres Element der hegemonialen Männlichkeit, die scharfe Abgrenzung nach außen, gleichfalls prägend ist. Dies wird gestützt dadurch, dass die idealisierten

<sup>128</sup> Wie Ernst Hanisch feststellt, fußte, wie auch beim Bürgertum, die Identität der Arbeiterbewegung auf männlicher Erwerbsarbeit – zumindest in der Idealvorstellung. „Erfolgreiche Erwerbsarbeit verschaffte Anerkennung in der Gesellschaft, nicht zuletzt bei Frauen“ und wurde somit zu einer Quelle männlicher Identität. Siehe: HANISCH, Ernst: *Männlichkeiten. Eine andere Geschichte des 20. Jahrhunderts*. Wien/Köln/Weimar 2005, S. 354

Arbeitsmänner ausschließlich mit „männlich- starken“ Begriffen wie „Mut“, „Kraft“, „Tapferkeit“ etc. charakterisiert werden. Alle Begriffe, die auch nur in die Nähe der im Sinne einer essentialistischen Geschlechtsidentität als „weiblich“ verstandenen Charaktereigenschaften oder Tugenden kommen würden, tauchen nicht auf und werden vermieden. Allerdings tritt dieses Element der hegemonialen Männlichkeit nicht so deutlich zu Tage, sondern wirkt im Hintergrund.

Ansatzweise lässt sich in den Liedertexten auch ein Körperideal nachweisen. Die Betonung von Kampf und Kraft („der eig’nen Kraft vertrauen“ – Kraft sowohl des Individuums als auch der Bewegung) als Elemente von idealer Männlichkeit setzt voraus, dass eine bestimmte körperliche Fitness vorhanden ist. Ebenso verhält es sich mit der Darstellung von körperlicher Arbeit als konstituierendem Element der favorisierten Männlichkeit. Wie eben schon erwähnt werden alle Männlichkeiten abgewertet, die dem Ideal des hart arbeitenden Proletariers nicht entsprechen können, zum Beispiel bedingt durch eine körperliche Einschränkung. Ungleich klarer treten andere Elemente der hegemonialen Männlichkeit hervor: die essentialistische Geschlechtsidentität, die Wichtigkeit der Vaterrolle sowie männliche Hegemonie und weibliche Unterordnung.

Dass der Arbeitsmann verheiratet ist und eine Familie hat, schien offenbar eine Selbstverständlichkeit zu sein. Zum einen ist dies schlicht aus der Tatsache ersichtlich, dass die Familie in den Liedertexten seltener und eher beiläufig erwähnt wird. Selbstverständliches wird in den seltensten Fällen in historischen Quellen erwähnt, einfach weil es für VerfasserInnen und Publikum offensichtlich ist und nicht der Erklärung bedarf, ja eine Benennung von „Banalitäten“ würde als irritierend empfunden. Zum anderen ist die Selbstverständlichkeit einer Eheschließung und Familiengründung durch Männer des proletarischen Milieus trotzdem direkt in den Texten nachweisbar, zum Beispiel an diesem von Richard Demel:

#### **Der Arbeitsmann**

Wir haben ein Bett, wir haben ein Kind, mein Weib!  
Wir haben auch Arbeit, und gar zu zweit,  
Und haben die Sonne und Regen und Wind,  
Und uns fehlt nur eine Kleinigkeit,  
Um so frei zu sein wie die Vögel sind: nur Zeit.

Nur Zeit! Wir wittern Gewitterwind, wir Volk.  
Nur eine kleine Ewigkeit;  
Uns fehlt ja nichts, mein Weib, mein Kind,  
Als all’ das, was durch uns gedeiht,  
Um so froh zu sein, wie die Vögel sind. Nur Zeit!<sup>129</sup>

Wenn wir Sonntags durch die Felder geh’n, mein  
Kind,  
Und über den Aehren weit und breit  
Das blaue Schwalbenvolk blitzen seh’n,  
O, dann fehlt uns nicht das bißchen Kleid,  
Um so schön zu sein wie die Vögel sind, nur Zeit.

<sup>129</sup> DEMEL, Richard: *Der Arbeitsmann*. In: Proletarier-Liederbuch (1905), S. 26f.

Wie auch schon in den vorhergehenden Texten, geht der Autor mit der Wahl des Titels normierend und verallgemeinernd vor. Das Lied besingt wieder *den* Arbeitsmann, der repräsentativ für die Arbeiterschaft steht und im politisch- agitatorischen Sinne als Vorbild dient. *Der* Arbeitsmann hat ein Kind und eine Frau, die er als lyrisches Ich wiederholt anspricht. Wäre es etwas Besonderes, eine Familie zu gründen und Vater zu sein, dann würde dies anders dargestellt. Die Vaterrolle wird trotzdem bewusst wahrgenommen. In der letzten Strophe findet eine Verallgemeinerung der im Text geschilderten Lebensverhältnisse statt, die für eine ganze Gesellschaftsschicht als gegeben vorausgesetzt werden. Dies geschieht mittels der Formulierung „wir Volk“. Das arbeitende Volk wird hier also durch den Arbeitsmann repräsentiert. In der Tat war es ein festes Lebensziel junger Arbeiter, sich eine Frau zu nehmen, ebenso wie für Frauen aus dieser sozialen Schicht.<sup>130</sup> Die Rolle als Familienvater und damit einhergehend die heterosexuelle Aktivität des Mannes<sup>131</sup> sind ebenfalls Elemente der hegemonialen Männlichkeit, die sich als Normen bei den ArbeiterInnen wiederfinden. Weil Frauen in den Liedern seltenst als Akteure auftauchen, sind die Vorstellungen der Autoren über das Geschlechterverhältnis und Frauen folglich vor allem im Gegensatz zur männlichen Rolle herauszuarbeiten.

Wenn Frauen in den Liedtexten erwähnt werden, dann meist im Zusammenhang mit ihren Kindern und den schlechten Lebensbedingungen, um Legitimität und Brisanz der politischen Forderungen zu unterstreichen. Ein Beispiel hierfür ist etwa der Männerchor *Arbeiterlied* von Josef Scheu mit einem Text von Edmund Wengraf:

„Denkt eurer morschen Leiber,  
Des Haars das früh erblich,  
Denkt eurer welken Weiber,  
Der Kinder blaß und siech.  
Einst trocknet jede Zähre,  
Wenn ihr die Ketten brecht.  
Der Arbeit ihre Ehre,  
Dem Arbeitsmann sein Recht!“<sup>132</sup>

In der hier wiedergegebenen vierten Strophe von insgesamt sieben werden Frau und Kinder in eine Aufzählung der widrigen Lebensumstände aufgenommen. Hier zeigt sich wieder die Selbstverständlichkeit der eigenen Familie, aber auch ein essentialistisches Geschlechterbild: Die Frau ist für Kinder und Haushalt zuständig und Vertreterin des „schwachen“ Geschlechts, die hilfsbedürftig mit ihren Kindern darbt. Die Politik ist und bleibt Männersache. Im Textausschnitt von Scheu sind es die *Arbeitsmänner*, die ihr Recht fordern. Nicht die Frauen, die Kinder, die

<sup>130</sup> Vgl.: MÜHLBERG: *Proletariat*, S. 69.

<sup>131</sup> Wäre er nicht heterosexuell, hätte er ja kein Kind. Mit dieser Schlussfolgerung bewegt sich die Autorin natürlich auch auf der Ebene gesellschaftlicher Normen. Und zwar der, dass eine Paarbeziehung monogam geführt wird (oder werden sollte) und die einer solchen Beziehung entspringenden Kinder auch von beiden Elternteilen gezeugt wurden.

<sup>132</sup> WENGRAF, Edmund: *Arbeiterlied*. In: Proletarier-Liederbuch (1905), S. 91; Der komplette Text befindet sich im Anhang.

Familie oder das ganze Volk, nein die Männer kämpfen für bessere Lebensumstände. Dass dieser Kampf eine Männerdomäne ist, klingt auch schon bei den oben besprochenen Texten an. Im Refrain des *Proletarierliedes* wird diese essentialistische Sicht der Geschlechter und die Beschränkung des Politischen auf den Mann besonders greifbar auf den Punkt gebracht:

„[: Das sind die Arbeitsmänner, Das Proletariat! :]“<sup>133</sup>

Das Proletariat sind die Arbeitsmänner. Der politisch gefärbte Begriff „Proletariat“ wird als auf den männlichen Teil dieser Bevölkerungsschicht gemünzt verstanden und dementsprechend gebraucht. Die Arbeiterinnen werden nicht zum politischen Kampf aufgerufen oder als Kämpfende dargestellt. Durch die überwiegende Abwesenheit von Frauen in den Liedtexten wird ihnen eine Rolle zugeschrieben: die der Hausfrau und Mutter.

Zwar gab es auch Lieder speziell für Arbeiterinnen; diese sind aber sehr wenige und stellen Ausnahmen im Textkorpus dar. In der ersten Auflage sind noch gar keine Texte für Arbeiterinnen oder gar zur „Frauenfrage“ abgedruckt. Erst mit der zweiten Auflage finden zwei Lieder speziell für Arbeiterinnen Eingang in den Liedschatz der Sozialdemokratie. Sie haben dennoch eine isolierte Position, denn sie stehen im Gegensatz zu den anderen Liedertexten, welche Frauen als Zielgruppe ausklammern und sie in der „traditionellen“ Rolle sehen. In den Arbeiterinnenliedern werden diese aufgerufen, es ihren Männern gleich zu tun und für Freiheit und Gleichheit zu kämpfen. In der siebten Auflage von 1923 finden sich bereits fünf Lieder für Arbeiterinnen, denen im Inhaltsverzeichnis auch eine eigene Rubrik gewidmet wird. Das zeigt, dass sich die proletarische Frauenbewegung durchsetzte, und es gelang, in die Liederbücher – die ja einen erzieherischen Auftrag hatten – auch die Frauen als politische Akteure aufzunehmen. Andererseits verdeutlicht das anfängliche Ignorieren von „Frauenfrage“ bzw. Frauenbewegung und die dann steigende Zahl von Liedertexten zum Thema, wie wenig die Gleichberechtigung der Frau zunächst Thema war – und daraufhin auch kein wichtiges Thema wurde, denn die Zahl der Lieder für Arbeiterinnen blieb sehr gering und die Mehrzahl der Liedertexte vermittelte nach wie vor ein hegemoniales männliches Leitbild. Folglich lässt sich zusammenfassend feststellen: Da die Frauen- und Arbeiterinnenfrage innerhalb der deutschsprachigen Arbeiterbewegung als zweitrangiges Thema behandelt wurde, kam ihm auch in den sozialdemokratischen Liedersammlungen fast „keinerlei Bedeutung“<sup>134</sup> zu.

Daraus lassen sich bezüglich der Wirksamkeit des Leitbildes einer hegemonialen Männlichkeit zwei Dinge schlussfolgern. Das asymmetrische, essentialistische Geschlechterverständnis der Aufklärung war wirksam. Aber auch die untergeordnete Stellung der Frau in den Liedertexten, die entweder nicht erwähnt wird, und wenn doch, dann als passiv Leidende dargestellt, legt die

<sup>133</sup> N. N.: *Proletarierlied*. In: Proletarier-Liederbuch (1905), S. 20f.

<sup>134</sup> KÖRNER: *Das Lied*, S. 311.

Gültigkeit des connellschen Prinzips der männlichen Dominanz und weiblichen Unterordnung nahe.

Insgesamt sind die Geschlechterrollen also kein Thema, welches kritisch aufgegriffen wird. Die „Befreiung“ der Frau durch den Sozialismus, die von führenden Denkern wie Bebel und Engels gefordert wurde, interessierte kaum. Von der untergeordneten, gesamtgesellschaftlich kritischen Position von Frauen auf eine Kapitalismuskritik zu schließen, wurde in den Liedtexten nicht unternommen. Sexualität – samt Kritik an der bürgerlichen Sexualmoral – wurde als nicht-poesiewürdiges Thema ebenso ausgespart. Hinsichtlich der „Frauenfrage“ wurde die bürgerliche Gesellschaft nicht angegriffen. Die sozialistische, utopische Zukunftsgesellschaft war in den Liedern für Themen wie die „Frauenfrage“ oder Geschlechterrollen gleichfalls blind. Hier wurde die tendenziell radikale Theorie eines Bebel oder Engels in der eher als moderat zu bezeichnenden Praxis nicht reflektiert.

### 5.3 Zusammenfassung

Fast alle Elemente der hegemonialen Männlichkeit finden sich auch in den Liedern der ArbeiterInnenbewegung: Deutlich erkennbar ist ein militarisiertes Männerbild, das auf der aufklärerischen, essentialistischen Geschlechtsidentität basiert. Andere Männlichkeiten innerhalb und außerhalb der eigenen Schicht werden abgewertet, was mittels einer scharfen Abgrenzung nach außen durchgesetzt wird. Die Rolle des Mannes als Familienvater ist selbstverständlich, wird aber auch bewusst wahrgenommen. Einher geht damit seine heterosexuelle Normierung. Die Politik bleibt weitestgehend Männersache, worin männliche Hegemonie und weibliche Unterordnung zum Ausdruck kommen. Mit der Abwertung nicht-proletarischer Männlichkeiten liegt eine klassenspezifische Modifikation des Leitbildes der hegemonialen Männlichkeit vor. Diese ist in der politischen Ausrichtung der Liederbücher und ihrem Entstehen in der proletarischen Sub- bzw. Gegenkultur begründet. Der politisch-weltanschauliche Hintergrund ist stets präsent, wodurch das Leitbild aber nicht abgeschwächt wird. Es wird in einer angepassten Form integriert, die nur geringfügig vom bürgerlichen Leitbild abweicht.

Lieder als Teil der gesamtgesellschaftlichen Musikkultur und insbesondere politisch bedeutungsvolles Medium des ausgehenden 19. Jahrhunderts transportierten und reproduzierten also sowohl in bürgerlichen als auch proletarischen Sozialmilieus das Leitbild der hegemonialen Männlichkeit. An dieser Stelle ist auf eine Studie über Männerbilder in volkstümlichen Soldatenliedern (1855- 1875) von Silke Götttsch hinzuweisen.<sup>135</sup> Diese im kleinbürgerlichen und soldatischen Milieu gebräuchlichen Lieder sind ebenfalls durch ein hegemoniales

---

<sup>135</sup> GÖTTTSCH, Silke: „Der Soldat, der Soldat ist der erste Mann im Staat....“ *Männerbilder in volkstümlichen Soldatenliedern 1855- 1875*. In: Schmale, Wolfgang (Hg.): *Mannbilder. Ein Lese- und Quellenbuch zur historischen Männerforschung*. Berlin 1998, S. 131- 154.

Männlichkeitsbild charakterisiert. Im Unterschied zu den Liedern der ArbeiterInnen wird das Vaterland als Wert hochgehalten, die Texte sind weitestgehend entpolitisiert und handeln von Leid und Freuden des Soldatendaseins. Umfang, Ton, lyrische Ausdrucksweise und sprachliche Bilder sowie musikalische Umsetzung sind nahezu die gleichen. Im Zentrum stehen auch hier der militärisch- soldatische Mann, der Mann als Familienvater und ein essentialistisches Geschlechterverständnis. Die Lieder der ArbeiterInnen fügten sich offensichtlich in den gesamtgesellschaftlichen musik-kulturellen Kontext ein. In nur leicht modifizierter Form übernehmen sie hinsichtlich des Männer- und Frauenbildes Werte des Bürgertums.

Wie breit die RezipientInnengruppe der analysierten Lieder war, lässt sich anhand ihrer (politischen) Funktion folgern. Ganz allgemein sind Lieder als omnipräsenter Teil der Alltagskultur des 19. Jahrhunderts einflussreich. Das „Arbeiterlied“ selber wurde zu den verschiedensten Anlässen gesungen, bei sozialdemokratischen Veranstaltungen, wie wohl auch beim geselligen Zusammensein von Personen aus dem entsprechenden Milieu. Die Arbeiterliederbücher dienten darüber hinaus auch der stillen Lektüre mit dem Ziel politischer Bildung, was den Wirkungsradius der Lieder erhöhte und sie auch ohne den musikalischen Kontext effektiv werden ließ. Berücksichtigt man das „politisch definierte Sozialmilieu“ innerhalb der ArbeiterInnenschaft, wird klar, dass die Möglichkeiten der Lieder hinsichtlich ihrer Wirkung größer sind, als es auf den ersten Blick erscheinen mag:

„Das Sozialmilieu umfasst auch solche Glieder, die weniger als aktive Mitglieder einer politischen Bewegung oder bewußte Anhänger einer politischen Idee geprägt sind, sondern eher durch ihre weitere Sozialisierung (Familie, Nachbarschaft, Arbeitsplatz). Zur Parteiversammlung ging der Mann. Die Liedanthologie, Andachtsbüchlein der sozialdemokratischen Familie, las hingegen auch die Frau. Die Schlüsselverse, das „Mann der Arbeit aufgewacht“, stickte sie als Küchendekoration auf Handtücher und vermittelte die darin zum Ausdruck gebrachten Werte den Kindern.“<sup>136</sup>

Das Bürgertum als Trägerschicht des Chor- und Vereinswesens beeinflusste offensichtlich die ArbeiterInnen stark, was an der Praxis deutlich wird. Laut Theorie wurde die hegemoniale Männlichkeit ausgehend vom Bürgertum in andere Sozialmilieus übernommen. An der Art und Weise, wie Männlichkeit in den Liedertexten vermittelt wird, lässt sich eine grundlegende Verbindung zwischen diesen beiden Vorgängen ziehen. Wie konnte hegemoniale Männlichkeit, von bürgerlichen Schichten ausgehend, für die gesamte Gesellschaft Gültigkeit erlangen? Die proletarischen Gesangsvereine und die kulturell wie politisch bedeutende Praxis des Gesangs zeigt einen Weg, wie dieses soziale Leitbild Verbreitung finden konnte. Das Aufkommen und der rasche Aufstieg des Gesangsvereinwesens im proletarischen Sozialmilieu im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts fiel mit dem, im theoretischen Ansatz formulierten, flächendeckenden Auftreten

---

<sup>136</sup> KÖRNER: *Das Lied*, S. 10.

der hegemonialen Männlichkeit als gesamtgesellschaftlichem Leitbild zusammen. Ähnlich verhielt es sich auch mit den Bildern der Maifestschriften, die im nächsten Kapitel behandelt werden.

Vergleicht man die Inhalte der Lieder mit denen der oben besprochenen ideologischen Werke, stellt man deutliche Unterschiede fest. Beide Quellenarten geben Aufschluss über verschiedene Elemente der hegemonialen Männlichkeit, die Theoretiker vermehrt über die strukturellen Merkmale, die Liedertexte tendenziell eher über Charakteristika der hegemonialen Männlichkeit. Die „Frauenfrage“ wurde in den Liedertexten weitgehend ausgeklammert, was auch der politischen Praxis innerhalb der organisierten Arbeiterschaft entsprach.<sup>137</sup> Die Lieder bieten somit „einen Einblick in das Gefälle zwischen den politisch- programmatischen Ideen der Bewegung und ihren vulgarisierten Erscheinungsformen. Dieses Gefälle beruht auf der massenwirksamen und damit zwangsläufig vereinfachenden Verbreitung dieses Genres. Daher stehen die kollektiven Erinnerungen an kollektive Ereignisse, die in den Liedern präsenten Vorstellungen zur gesellschaftlichen Rolle der Frau oder zur revolutionären Programmatik der Bewegung in einem interessanten Spannungsverhältnis zu den Zeitungsartikeln von Louis Blanc, den Werken von Proudhon und Lassalle, zu Bebels ‚Die Frau und der Sozialismus‘ oder den Programmen der Sozialdemokratie.“<sup>138</sup> Ein weiterer Grund für dieses Gefälle – hinsichtlich der „Frauenfrage“ – könnte in der Existenz der hegemonialen Männlichkeit selbst als Leitbild der Arbeiterschaft liegen.

Festzuhalten bleibt an dieser Stelle darüber hinaus: Würde man das in den Liedern vermittelte Männerbild herunterbrechen und in einem einzigen Symbol zum Ausdruck bringen wollen, dann wäre dies der Arbeitsmann, so wie er in den Bildern der Maifestschriften auftaucht. Dass der Arbeitsmann als feststehendes Sinnbild in den Liedertexten nicht explizit auftaucht, hat einen einfachen Grund: Die sozialdemokratische Bewegung versteht sich als Massenbewegung, schließlich ist ihr wichtigstes und nahezu einziges politisches wie ökonomisches Druckmittel die große Anzahl der AnhängerInnen. Um die Massen zu mobilisieren, muss die Klassensolidarität und genau jene Massenwirksamkeit beschworen werden. Dies geschieht durch die konsequente Verwendung von dementsprechenden Sinnbildern in den Liedern („Männer der Arbeit“, „Das Proletariat“, „Proletarierheer“). Als Medium, das durch gemeinschaftliches Singen wie kein anderes die Möglichkeit zum Erlebnis eines Kollektivs bietet, muss das Lied in seiner Funktion als politisches Instrument gerade an das Kollektiv der „Männer der Arbeit“ appellieren. Würde nur der Arbeitsmann als einzelner besungen, verfehlten die Texte ihren Sinn. In seiner dem

<sup>137</sup> Frauen wurden innerhalb der österreichischen sozialdemokratischen Bewegung an den Rand gedrängt. Ihre Interessen wurden kaum berücksichtigt, von den politischen Aktivitäten oder auch der Mitgliedschaft in Vereinen blieben sie lange ausgeschlossen – auch wenn dies der offiziellen Linie widersprach, war es gängige Praxis. Vgl. hierzu die hervorragenden Arbeiten von Gabriella Hauch: HAUCH, Gabriella: „*Genossinnen ... (lebhaftes Heiterkeit)*“ *Zur Situation sozialdemokratischer Frauen in der sozialdemokratischen Männerwelt vor 1914*. In: Fröschl, Erich/Mesner, Maria/Zoitzl, Helge (Hg.): *Die Bewegung. Hundert Jahre Sozialdemokratie in Österreich*. Wien 1990, S. 137- 146.

<sup>138</sup> KÖRNER: *Das Lied*, S. 20.

Medium des politischen Liedes angepassten Form ist der Arbeitsmann folglich hier ebenso präsent wie in den Maifestschriften, nur eben im Plural als „Männer der Arbeit“.

## 6. Visuelle Konstruktion von Männlichkeit – die Maifestschriften

### 6.1 Bilder als Quellen in der historischen Forschung

Bilder und Fotografien als Quellen historischer Forschung werden bislang nicht von allen HistorikerInnen tatsächlich ernst genommen. Für Antike, Mittelalter und Frühe Neuzeit werden Bilder zwar schon seit Jahrzehnten als Quellen fruchtbar gemacht, aber für Neuzeit und Zeitgeschichte ist das in weit geringerem Umfang der Fall. Ein Grund dafür mag sein, dass vor allem für weit zurückliegende Zeitabschnitte wenig Textmaterial zur Verfügung steht und daher auf nicht-textliche Quellen zurückgegriffen werden muss. In letzter Zeit aber erleben Bilder als Quellen einen enormen Aufschwung. Die Ursache dafür ist in den erweiterten Forschungsgebieten der Geschichtswissenschaft zu finden, beispielsweise der Geschichte der Mentalitäten und des Alltags, der materiellen Kultur und des Körpers, nicht zuletzt auch der Geschlechtergeschichte. Manche AutorInnen, wie Gerhard Paul, sehen die historische Forschung aktuell bereits in einem „visual turn“ begriffen.<sup>139</sup> Diese Forschungen wären mit den gewohnten Quellengattungen, etwa Verwaltungsdokumenten, nicht realisierbar gewesen. So wurden FrauenhistorikerInnen durch das Schweigen der offiziellen Dokumente dazu gebracht, auf Bilder zurückzugreifen, die Aufschluss über die Tätigkeiten von Frauen an unterschiedlichen Orten zu unterschiedlichen Zeiten geben.

Dass Bilder sehr wohl ihre Berechtigung als Quelle in der historischen Forschung haben, lässt sich schon an ihrer meinungsbeeinflussenden und –bildenden Funktion festmachen; man denke an propagandistische Anwendung oder ihre wichtige Rolle im Journalismus. Darüber hinaus „werden gesellschaftliche Normen auch über Bilder vermittelt.“<sup>140</sup> Sie zeigen beispielsweise, was in einer Gesellschaft als schön oder hässlich, normal oder abweichend gilt. Darüber hinaus helfen sie Bewusstsein zu bilden und zu artikulieren<sup>141</sup> und sind somit bedeutende Elemente der gesellschaftlichen Kommunikation. Sie wirken an der Konstruktion von Bedeutung, Wahrheit und Sinnzuschreibung in Diskursen mit, wobei sie als visuelle Äußerungen ebenso gewichtig sind wie verbale Aussagen oder Handlungen.<sup>142</sup> Bei der Verwendung von Bildern als historische Quellen ist zu beachten, dass die darstellende Kunst oftmals nicht so realistisch ist, wie es scheint,

<sup>139</sup> Vgl.: PAUL, Gerhard: *Von der historischen Bildkunde zur Visual History. Eine Einführung*. In: ders. (Hg.): *Visual History. Ein Studienbuch*. Göttingen 2006, S. 7- 36, hier S.21.

<sup>140</sup> JÄGER, Jens: *Photographie: Bilder der Neuzeit. Einführung in die Historische Bildforschung*. Tübingen 2000, S. 13.

<sup>141</sup> Vgl.: TALKERNBERGER, Heike: *Von der Illustration zur Interpretation: das Bild als historische Quelle. Methodische Überlegungen zur Historischen Bildkunde*. In: *Zeitschrift für Historische Forschung*, 21/3 (1994), S. 289- 313, hier S. 312.

<sup>142</sup> Vgl.: JÄGER: *Photographie*, S. 80.



die gesellschaftliche Wirklichkeit nicht reflektiert sondern eher verzerrt wird. Berücksichtigt man die verschiedenen Intentionen von Malern, Auftraggebern und Kunden, wird dies nur allzu deutlich. Dieser „Prozess der Verzerrung“ wiederum ist ein Beweis für die Erscheinungen, die von zahlreichen HistorikerInnen untersucht werden, wie Mentalitäten, Ideologien und Identitäten.<sup>143</sup> Über die Beziehung von Kultur und Bildern und deren Aussagewert wird diskutiert, aber, um es mit den Worten Peter Burkes auf den Punkt zu bringen: „Bei Aussagen von Bildern – wie auch in vielen anderen Fällen – sind die Zeugen dann am glaubwürdigsten, wenn sie uns etwas erzählen, von dem sie – in diesem Fall die Künstler – gar nicht wissen, daß sie es wissen.“<sup>144</sup>

Für die Analyse und Interpretation von Bildern ist die von Erwin Panofsky mitbegründete Methode der Ikonografie und Ikonologie maßgeblich. So kommt auch in der vorliegenden Untersuchung das Drei- Stufen- Modell Panofskys, die vor- ikonografische Beschreibung, ikonografische Analyse und ikonologische Interpretation, zu Anwendung.<sup>145</sup> Hier kann und sollte die Analyse der Bildquellen – nicht zuletzt aufgrund der an der Ikonologie geübten Kritik – natürlich nicht stehen bleiben.<sup>146</sup> Die kontextuelle Dimension wird im Sinne der Diskursanalyse und des Fragenkatalogs zur hegemonialen Männlichkeit berücksichtigt. Ausgangspunkt dabei ist die Annahme, dass Bilder keinen direkten Einblick in die soziale Welt ermöglichen, jedoch einen Zugang zu jeweiligen zeitgenössischen Sichtweisen auf die Welt bieten, zum Beispiel die weibliche Sicht von Männern oder umgekehrt. Besonders um Aussagen über die Konstruktion von Geschlecht zu machen, muss, wie auch bei Texten, zwischen den Zeilen gelesen werden. Kleine signifikante Details oder Lücken müssen registriert und als Anhaltspunkt gebraucht werden.

Da sich mit Serien von Bildern zuverlässigere Aussagen treffen lassen als mit einzelnen Bildern<sup>147</sup>, werden die in den Manifestschriften abgedruckten Bilder als Quellen verwendet. Sie sind für den Untersuchungszeitraum in einer überschaubaren Anzahl erschienen und stellen eine Serie mit vergleichbaren Einzelbildern dar. Um die Problematik der Überbetonung von Einzelphänomenen sowie einer gleichmachenden Quantifizierung zu vermeiden, wird eine

---

<sup>143</sup> Vgl.: BURKE, Peter: *Augenzeugenschaft. Bilder als historische Quellen*. Berlin 2003, S. 34.

<sup>144</sup> BURKE: *Augenzeugenschaft*, S. 36.

<sup>145</sup> PANOFSKY, Erwin: *Studien zur Ikonologie. Humanistische Themen in der Kunst der Renaissance*. Köln 1980, S. 33- 61; zur Umsetzung von Ikonografie und Ikonologie für allgemein historische und nicht speziell kunsthistorische Fragestellungen: WOHLFEIL, Rainer: *Das Bild als Geschichtsquelle*. In: Historische Zeitschrift, Bd. 243 (1986), S. 91- 100.

<sup>146</sup> Vgl.: D'ALLEVA, Anne: *Methods and Theories of Art History*. London 2005, S. 28; vgl. BURKE: *Augenzeugenschaft*, S. 46- 51.

<sup>147</sup> Vgl.: BURKE: *Augenzeugenschaft*, S. 216; JÄGER: *Photographie*, S. 77- 79; Seriell- ikonografische Ansätze oder auch „serielle Geschichte“ belegen den Erkenntnisgewinn durch ein solches Vorgehen deutlich. Allerdings kann im Rahmen dieser Arbeit kein solche umfassender Ansatz, bei dem möglichst viele bildliche Darstellungen über einen längeren Zeitraum analysiert und auf Veränderungen hin untersucht werden, übernommen werden. Dennoch ist ein Vergleich von Bildern notwendig, um Schlüsse ziehen zu können. Deshalb wird für diese Arbeit eine schon bestehende Serie von Bildern analysiert.

exemplarische Einzelanalyse vorgenommen. Zu diesem Zweck werden sieben Werke besprochen, die sich nach einer vorhergegangenen Auswertung der Bildserie als besonders geeignet und repräsentativ für die Serie erwiesen.

## 6.2 Funktion und Bedeutung der Maifestschriften

Nachdem vom Internationalen Arbeiterkongress in Paris 1889 der 1. Mai 1890 als Tag einer internationalen Kundgebung ausgerufen worden war, nutzte die 1889 in Hainfeld gegründete österreichische sozialdemokratische Partei diesen Tag als erste wichtige Massendemonstration für die Agitation. Nach einer fast zwanzigjährigen Phase der politischen Unterdrückung und Lähmung wollte die Sozialdemokratie ein „selbstbewußtes und kräftiges Lebenszeichen“<sup>148</sup> äußern, was ihr auch gelang. Der Erfolg der Maifeiern war so durchschlagend, dass er der österreichischen Sozialdemokratie internationales Renommee einbrachte. Seit 1890 stand der 1. Mai als „proletarischer Feiertag“ und politischer Kampftag im Zentrum der historischen Festkultur der ArbeiterInnenbewegung in Österreich. Der vormals halboffizielle Feiertag wurde, von der Sozialdemokratie umgedeutet und instrumentalisiert, „bis zum Ersten Weltkrieg zum Zentrum ihrer ‚proletarischen‘ Festkultur und zum jährlich wichtigsten öffentlich inszenierten Forum der politischen Artikulation.“<sup>149</sup> Untrennbar mit dem 1. Mai verbunden waren die alljährlich erscheinenden Festzeitungen, die Maifestschriften. Von der historischen Forschung wurden die Bilder der Maifestschriften in den einschlägigen Veröffentlichungen zur österreichischen ArbeiterInnenkultur allerdings nicht berücksichtigt. Nur in Arbeiten, die sich mit dem 1. Mai selbst beschäftigen sowie in kunsthistorischen Untersuchungen fanden sie bisher gebührend Beachtung.<sup>150</sup>

Die politischen Forderungen, die in Zusammenhang mit den Maifeiern geäußert wurden, waren auch die Hauptforderungen der ArbeiterInnenbewegung. Der achtstündige Arbeitstag wurde gefordert, bald darauf auch das gleiche allgemeine Männerwahlrecht, daneben eine Arbeitsschutzgesetzgebung und eine Sozialversicherung. Insbesondere vor dem Ersten Weltkrieg wurden die Maifeiern und Aufmärsche – mit dem 1. Mai als Sinnbild der Solidarität der internationalen ArbeiterInnenbewegung – als Friedensdemonstrationen verstanden. Diese Forderungen wurden neben den anderen Zeitungen und Zeitschriften der Sozialdemokratie in

<sup>148</sup> TROCH, Harald: *Die Mai-Feiern der österreichischen Sozialdemokratie 1890 – 1918. Eine Darstellung und Untersuchung der äußeren Formen und der politischen Inhalte*. Diss. Wien 1986, S. 80.

<sup>149</sup> RIESENFELLNER, Stefan: *Das andere "ver sacrum". Zur Kulturgeschichte einer politischen Feier in Österreich 1890- 1918*. In: ders. (Hg.): *Freiheitsbilder. Kunst und Agitation in den Maifestschriften der Österreichischen Arbeiterbewegung 1890 – 1918*. Graz 1990, S. 9- 20, hier S. 9.

<sup>150</sup> Maßgebliche Werke zur ArbeiterInnenkultur: RITTER, Gerhard A. (Hg.): *Arbeiterkultur*. Königstein 1979; WEIDENHOLZER: *Auf dem Weg zum „Neuen Menschen“*, Stellvertretend für die kunsthistorische Beschäftigung mit den österreichischen Maifestschriften: SEITER, Josef: *Die agitatorischen Bildwerke der Österreichischen Sozialdemokratischen Arbeiterbewegung von der Gründung des ersten Arbeiterbildungsvereins bis 1914*. Diss. Wien 1987.

den Maifestschriften artikuliert. Dabei wurden die Forderungen von den nationalen politischen Bedingungen stark beeinflusst und jährlich an diese angepasst. Die erste Maifestschrift wurde 1890 herausgegeben und setzte inhaltlich, hinsichtlich der künstlerischen Gestaltung, wie auch formal Maßstäbe. Das recht große Format variierte zwischen 26 und 30 cm in der Breite und 36 bis 40 cm in der Höhe, der Umfang lag bis auf wenige Ausnahmen bei acht Seiten. Gedruckt wurde im Buchdruck, farbige Bilder wurden im lithographischen Verfahren produziert.<sup>151</sup> Ab 1891 war es üblich, die Maifestschriften in den Presseorganen der Sozialdemokratie – etwa der *Arbeiter-Zeitung*, der *Volkspresse* oder in der satirischen Zeitschrift *Glühlichter* – vorab anzukündigen. So hieß es etwa in der *Arbeiter-Zeitung* vom 18.4.1907: „Es ist die Pflicht aller Genossen, die Festschrift, die 20 Heller kostet, massenhaft zu verbreiten.“<sup>152</sup> Die Repressionen von „oben“ waren deutlich spürbar. So wurden die Schriften zum 1. Mai regelmäßig konfisziert<sup>153</sup>, doch die Redakteure gingen möglichst wenig Kompromisse mit der Zensur ein und ließen lieber weiße Flecken in den Texten.

Ab 1895 waren die Wiener Volksbuchhandlung und ein Netz von Kolporteurs mit der Verbreitung der Festschriften betraut. Der Verkauf vor dem eigentlichen Maifest war notwendig, da am 1. Mai aufgrund eines obrigkeitlichen Verbotes der Verkauf untersagt war. Allerdings liefen Herstellung und Vertrieb nicht ganz reibungslos: 1892 wurden zwei verschiedene Maifestschriften veröffentlicht, jeweils von den Herausgebern der *Arbeiter-Zeitung* und der *Volkspresse*, was zu finanziellen Einbußen aufgrund zu hoher Auflagezahlen führte. Danach arbeiteten beide Redaktionen wieder zusammen. Mit Gründung der „Ersten Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand“ im Jahr 1894 als wichtigster Verlags- und Vertriebsorganisation der SDAP stellten sich Kontinuität und Stabilität ein. Die Auflagenhöhe pendelte sich bis zum Ersten Weltkrieg auf etwa 50 000 Exemplare ein, die auch verkauft wurden.<sup>154</sup> Der Preis der ersten Maifestschrift ist unbekannt, 1891 wurde sie für einen vergleichsweise hohen Preis von 15 Kreuzern österreichischer Währung verkauft. Danach kostete ein Exemplar gleichbleibend 10 Kreuzer bzw. nach der Währungsreform 20 Heller, was dem gleichen Wert entsprach. Zum Vergleich: Die *Arbeiterzeitung* gab es 1889 für 6 Kreuzer pro

<sup>151</sup> Vgl.: SEITER, Josef: *Organisatorisches und technisches um die Herausgabe der Maifestschriften*, in: Riesenfellner, Stefan (Hg.): *Freiheitsbilder. Kunst und Agitation in den Maifestschriften der Österreichischen Arbeiterbewegung 1890 - 1918*, Graz 1990, S. 57- 64, hier S. 57.

<sup>152</sup> *Arbeiter-Zeitung* (Wien), 18.4.1907, S. 7.

<sup>153</sup> ACHTEN, Udo: *Österreich*. In: Achten, Udo/Reichelt, Matthias/Schultz, Reinhard: *Mein Vaterland ist international. Internationale illustrierte Geschichte des 1. Mai 1886 bis heute*. [Katalogbuch zur gleichnamigen Ausstellung der Neuen Gesellschaft für bildende Kunst Berlin (NGBK) in Zusammenarbeit mit den Ruhrfestspielen Recklinghausen] Oberhausen 1986, S. 139-144, hier S. 142; PELINKA, Peter/SCHUECH, Manfred: *100 Jahre AZ*. Wien u. a. 1989, S. 43ff.

<sup>154</sup> Vgl.: SEITER: *Organisatorisches*, S. 60, 62; rekonstruiert Auflagenstärke, Verkaufszahlen und Entstehungsbedingungen der Maifestschriften anhand von Parteitageprotokollen.

Exemplar; ab ihrem Erscheinen als Tageszeitung 1894 kostete das Exemplar in Wien 4, in der „Provinz“ 5 Kreuzer.<sup>155</sup>

Um den Verkauf der Festschriften zu fördern, versuchten Kolporteure und Vertrieb „als Kaufanreiz das der Maifestschrift seit 1892 beigelegte Kunstdruckblatt schmackhaft zu machen, denn es behielt auch über das Fest hinaus als billiger und qualitätvoller Wandschmuck seinen Wert.“<sup>156</sup> Aber auch die Titelblätter und Rückseiten dürften als Wandschmuck in Betracht gekommen sein, denn sie zeigen – bis auf die erste Maifestschrift von 1890 – die ganze Seite ausfüllende Bilder, die nur minimal mit Texten ergänzt wurden. Im Falle der rückseitigen Abbildungen kamen den Titel nennende Bildunterschriften hinzu. Bei den Titelblättern wurde Preis und Auflage am oberen Ende in kleiner Schrift angegeben. Der Titel (Maifestschrift XY) war in das Bild integriert und Texte, zumal Gedichte, wurden nur von 1891 bis 1893 auf dem Titelblatt abgebildet, wobei sie in die bildliche Darstellung integriert waren. Im Sinne des Mehrwerts der Bilder wurde in der sozialdemokratischen Presse häufig annonciert und die sich stetig steigernde Druckqualität angepriesen. Die großen Bildseiten der Maifestschriften wurden also gezielt als preisgünstiger Wandschmuck produziert und propagiert. Um 1900 waren die Wohnungen der Arbeiterfamilien geschmückt mit Nippes, Kalenderblätter, Reklamebilder, Öldrucke, Urkunden, Fotografien und Zeitungsbeilagen.<sup>157</sup> Deshalb kann einerseits davon ausgegangen werden, dass die Bildseiten auch tatsächlich aufgehängt wurden. Andererseits scheinen die Bilder der Maifestschriften einen wahrhaftigen Kaufanreiz dargestellt zu haben. Somit erreichten die Botschaften der Sozialdemokratie viele Betrachter, denn auch nicht politisch Aktive, wie Familie, Freunde oder Nachbarn bekamen die Kunstdrucke zu sehen, wenn sie sich in Wohnräumen mit entsprechendem Wandschmuck aufhielten. An dieser Stelle sei – wie bei den Liedern – auf die Wirksamkeit des „Sozialmilieus“ verwiesen. Natürlich wurden neben den politischen Inhalten auch Botschaften wie die Geschlechterkonstruktionen vermittelt, die von den Auftraggebern und Künstlern nicht intendiert waren.

Die Maifestschriften bieten sich nicht nur deshalb als Quelle an, weil sie zu den wichtigsten Veröffentlichungen der organisierten Arbeiterschaft zählten. Man könnte einwenden, in ihrer Eigenschaft als nur einmal jährlich erscheinende Festschrift besäßen sie einen Sonderstatus, der wenig Rückschluss auf generelle ästhetische Ausdrucksformen des Alltags zuließe. Dem kann entschieden widersprochen werden. Denn eine politische Organisation muss sich eine Art Corporate Identity zulegen und in der Vermittlung ihrer Botschaften einen klaren optischen Wiedererkennungswert anstreben, um massenwirksam zu agieren. Deshalb

<sup>155</sup> Siehe: PELINKA/SCHEUCH: *100 Jahre AZ*, S. 14, 26.

<sup>156</sup> SEITER: *Organisatorisches*, S. 58; TROCH, Harald: *Rebellensonntag. Der 1. Mai zwischen Politik, Arbeiterkultur und Volksfest in Österreich (1890-1918)*. Wien/Zürich 1991, S. 82; Die Rekonstruktion von Auflagenstärke,

Verkaufszahlen und Entstehungsbedingungen der Maifestschriften ist anhand von Parteitagprotokollen möglich.

<sup>157</sup> Vgl.: MÜHLBERG: *Proletariat*, S. 230f.

sind die Maifestschriften nicht isoliert zu betrachten. Im Gegenteil, gerade weil sie die Festschrift zum wichtigsten Festtag der ArbeiterInnenbewegung waren, stellen sie einen Kulminationspunkt der sozialdemokratischen Öffentlichkeitsarbeit dar. Oder um es mit den Worten von Josef Seiter zu sagen:

„In den gruppeninternen und in den öffentlichen Darstellungen, den Feiern und Festen, aber auch bei den Demonstrationen und Aufmärschen der sozialdemokratischen Bewegung finden wir das ästhetische Bewußtsein des organisierten Proletariats komprimiert. Hier wird sichtbar, wie sehr die visuelle Kultur, die sich mitunter zunächst im Dienst der Freizeitgestaltung der Arbeiterschaft entwickelt hat, Alltagsästhetik und Ästhetik des politischen Alltags befinden sich in einem Zustand der Vereinigung.“<sup>158</sup>

### 6.3 Der Arbeitsmann als Idealtypus

Um die Botschaften der Sozialdemokratie zu übermitteln, bedienten sich die Herausgeber der Maifestschriften agitatorischer Beredsamkeit und Programmatik sowie der Mittel der Literatur, Poesie, Utopie und schließlich auch der bildnerischen Allegorie. Diese Struktur zog sich durch alle Festschriften, von der ersten Ausgabe bis hin zum Ersten Weltkrieg. Wegen ihrer Funktion als ideologische und propagandistische Schriften mit dem Ziel der Gewinnung von Anhängern wurde ein Bildprogramm benötigt, das nicht Satire, sondern „vorwärtstreibende Tendenzkunst“<sup>159</sup> war. Deshalb sind Karikaturen auch selten in den Festschriften zu finden. Als „Waffe im Klassenkampf“ sollten die Festschriften also die Linie und den Fortschritt der Sozialdemokratie repräsentieren, ebenso wie die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Für diesen Zweck eigneten sich Allegorien und allegorische Personifikationen besonders. Dementsprechend häufig gebraucht<sup>160</sup> wurden sie in den Maifestschriften, aber auch anderen Bereichen der ästhetischen Darstellung der ArbeiterInnenbewegung. Dass dem Bildprogramm der Maifestschriften eine äußerst wichtige Funktion zukam, ist nicht zuletzt aufgrund der Positionierung der Bilder belegbar: Auf dem Titelblatt, in der doppelseitigen Kunstbeilage in der Mitte und auf der Rückseite befinden sich großformatige bildliche Darstellungen, die nur minimal mit Schrift ergänzt wurden. Auch des Lesens Unkundige oder Ungeübte konnten so erreicht werden, was ein weiterer Grund für die zentrale Stellung der Bildpropaganda war – abgesehen davon, dass sich mit visuellen Mitteln Möglichkeiten der Propaganda erschließen, auf die keine moderne politische Bewegung verzichten kann.

<sup>158</sup> SEITER, Josef: *Die agitatorischen Bildwerke der Österreichischen Sozialdemokratischen Arbeiterbewegung von der Gründung des ersten Arbeiterbildungsvereins bis 1914*, Diss. Wien 1987, S. 40.

<sup>159</sup> SEITER, Josef: *Bilder vom Maien - zwischen Tendenz und Hoffnung. Zur Bildersprache der Maifestschriften zwischen 1890 und 1918*. In: Riesenfellner, Stefan (Hg.): *Freiheitsbilder. Kunst und Agitation in den Maifestschriften der Österreichischen Arbeiterbewegung 1890 – 1918*. Graz 1990, S. 21- 40, hier S. 22.

<sup>160</sup> Vgl.: SEITER: *Bilder vom Maien*, S. 24; Für die große Beliebtheit der Freiheitsallegorien spricht auch, dass sich Genossinnen zu allen möglichen Festen der Bewegung, auch bei den Maifeiern, als „Freiheit“ verkleideten.

Die allegorische Personifikation der „Freiheit“ – auch „Maiengöttin“, „Morgenröte“, „Sozialdemokratie“ oder „Commune“ und „Republik“ genannt – dominierte das Bildprogramm der Maischriften bis circa 1900. Ab diesem Zeitpunkt wurde die weibliche Allegorie weitgehend aufgegeben zugunsten einer männlichen Personifikation des Licht- und Maiengottes und des Arbeitsmannes. Damit einher ging eine stilistischen Entwicklung von allegorischem Historismus und symbolischen Jugendstil zu einem kämpferisch geprägten Realismus der Darstellungen. So schwebt auch auf dem von M. Petrovic gestalteten Titelbild von 1891 eine allegorische Personifikation der Freiheit über der Szene eines Maimarsches, der aus der Stadt in die ländliche Umgebung führt.



M. Petrovic, Titelblatt, aus: *1. Mai 1891*. Kommissionsverlag W. Arming, Wien 1891.

Sie ist durch die Jakobinermütze, die sie auf dem langen, offenen Haar trägt, ihr antikisierendes Gewand und die Fackel in ihrer linken Hand deutlich als Freiheit gekennzeichnet.<sup>161</sup> Begleitet wird sie von drei Putti, die Blumenkränze im Haar tragen und Tafeln mit den sozialdemokratischen Forderungen halten. Der die Stadt verlassende feierliche Umzug von ArbeiterInnen in Festtagskleidung und mit Blumenschmuck wird von einer Familie beobachtet, die vor ihrem Häuschen steht. Offensichtlich soeben dem Festzug angeschlossen hat sich der Vater, die Mutter bleibt mit einem Säugling und einem Jungen zurück. Auf ein Geländer vor dem Häuschen stützt sich der neben ihr stehende Großvater und grüßt ebenso wie der Junge. Der Demonstrationszug wird von drei Männern angeführt, einer hält eine Standarte mit der Aufschrift „Hoch 1. Mai!“, die anderen beiden halten sich umschlungen und grüßen die Zuschauer.

Die gesamte, idyllisch wirkende Szene ist durchdrungen von Hinweisen auf die Wünsche der Arbeiterschaft (neben den von den Putti präsentierten Forderungen): rauchlose Fabrikschlote im Hintergrund als Zeichen der Anerkennung des Feiertages und Einhaltung der Arbeitsruhe, die sich umschlungen haltenden Männer als Zeichen der Gleichheit und Brüderlichkeit, die große, ihnen folgende Menschenmasse als Beweis der Stärke und Solidarität der Bewegung. Darüber hinaus stehen die durch die zusehenden Familie dargestellten drei Generationen für eine zeitliche Dimension, die zusammen mit dem Maiumzug der politischen Tätigkeit Sinnhaftigkeit und Rechtmäßigkeit zuweist. Der Arbeiter, der sich dem Umzug gerade angeschlossen hat, hat schon viel von dem erreicht, was für die meisten ArbeiterInnen eine Wunschvorstellung blieb: Er lebt in einem Häuschen, das in der Natur, nicht zu nahe und nicht zu weit von der Fabrik liegt (sie ist im Hintergrund ja zu sehen), die Kinder können in einer gesunden Umgebung mit ausreichend Raumangebot aufwachsen, der greise Vater kann seinen Lebensabend genießen – und die Frau des Arbeiters nimmt nicht am Umzug teil, sondern bleibt mit den Kindern zu Hause.

Dies ist ein klarer Verweis auf die Wunschvorstellung, dass die Frau nicht nur am Festtag zu Hause bei Kindern und Haushalt bleiben kann, sondern auch an normalen Werktagen, weil der Mann als Ernährer der Familie ein ausreichend hohes Einkommen hat. Hier wird offensichtlich das essentialistische, asymmetrische Geschlechterverhältnis des Bürgertums mit der entsprechenden Aufgabenteilung und Zuschreibung übernommen. Die Verbindung von Frau und Mutterrolle wird anhand eines weiteren Details demonstriert. Die einzige andere, deutlich zu erkennende Frau auf dem Bild folgt den drei voranschreitenden Arbeitern mit einem Kind an der Hand. Da der Zug von Männern angeführt wird und die einzig sichtbaren Frauen entweder nicht teilnehmen oder mit Kind an der Hand erst in der zweiten Reihe marschieren, wird die

---

<sup>161</sup> Zur Symbol- und Bildsprache der Sozialdemokratie in Österreich: SEITER: *Die agitatorischen Bildwerke*, bes. S. 122ff; siehe auch die Artikel zu „Freiheitsmütze“ und „Freiheitsfackel“ in RABBOW, Arnold: *dtv-Lexikon der politischen Symbole*. München 1970, S. 95f u. S. 92f.

essentialistische Zuschreibung geschlechtsspezifischen Charakterzügen, wie „Mann- aktiv“, „Frau- passiv“, zusätzlich konkretisiert. Damit ist die Grundvoraussetzung für eine hegemoniale Männlichkeit als Leitbild gelegt. Ein weiteres Element dieses Leitbildes ist ebenfalls deutlich sichtbar. Die Vaterrolle ist nicht nur wichtig, sondern auch selbstverständlich und erstrebenswert, was das dargestellte Familienidyll nahe legt – es repräsentiert schließlich einen Idealzustand. Mit der Selbstverständlichkeit der Vaterrolle und eines Familienlebens für den Mann ist auch die Selbstverständlichkeit sexueller Aktivität und eine heterosexuelle Normierung anzunehmen.

Mit einer deutlich heterosexuellen Konnotation kann auch das von Friedrich Kaskeline<sup>162</sup> entworfene Titelblatt aus dem Jahr 1894 aufwarten. Es ist wieder eine allegorische Personifikation der Freiheit abgebildet. Sie ist entblößt – was durchaus konform geht mit der europäischen Bildtradition der Allegorien – dabei aber nicht nur halb nackt dargestellt, sondern auch erotisch. Sie schwebt nicht entrückt über dem Geschehen, sondern steht darin leicht erhöht auf einigen rosengeschmückten Stufen. Eine lorbeerumkränzten Jakobinermütze und ihr antikes Gewand machen sie unzweifelhaft als Freiheit erkennbar. Zusammen mit ihr sind im Bildvordergrund ein am Rande der Stufen sitzender, nackter Knabe und ein Arbeiter in Szene gesetzt. In der Hand hält sie eine Tafel mit den politischen Forderungen, auf die sie mit der anderen Hand zeigt während sie den Arbeiter mit halb gesenkten Lidern anblickt. Der wiederum schaut zu ihr auf, in der Linken die rote Fahne<sup>163</sup> mit dem Wahlspruch „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“, in der Rechten gesprengte Ketten als Zeichen der Befreiung der durch ihn repräsentierten Arbeiterschaft. Auch er ist teilweise entblößt, sein Hemd gibt den Blick auf einen muskulösen Oberkörper frei, was dem intensiven und intimen Blickkontakt zwischen beiden – der Knabe im Vordergrund nimmt ebenso wie die schemenhaft im Hintergrund abgebildeten Arbeiter nicht an der Interaktion teil – eine deutlich erotische Komponente gibt.<sup>164</sup> Die Arbeiter und eine mit ihnen dargestellte Arbeiterin im Hintergrund sind in hoch geschlossene Festtagskleidung gewandet. Durch ihre teilweise Nacktheit sowie Blick und Haltung wirkt die Freiheit als schöne Verführerin, die durch das antikisierende Gewand zeitlos und ahistorisch wirkt. Zusammen mit ihrer erhabenen Position wird deutlich, dass sie nicht als Repräsentantin

<sup>162</sup> Friedrich Kaskeline (1863- 1925), wichtigster Zeichner der frühen sozialdemokratischen Schriften, in Prag geborener akademischer Maler; stand der sozialdemokratischen Bewegung nahe, war Mitglied im sozialdemokratischen studentischen „Lese- und Diskutierclub Veritas“ und war auch in den „Glühlichtern“ bzw. „Neuen Glühlichtern“ bis 1897 präsent. Siehe: SEITER: *Bilder vom Maien*, S. 36.

<sup>163</sup> Die rote Fahne ist die gängigste Fixierung der Farbe Rot als Farbe der Sozialistischen Bewegung. Der Erkennungs-, Identifikations- und Symbolwert der roten Fahne ist enorm, in seinem Lexikon der politischen Symbole spricht Arnold Rabbow von der roten Fahne als „gelungenstem modernen politischen Symbol überhaupt“ (S. 201). Dementsprechend ist sie auch Bestandteil der meisten agitatorischen Bildwerke.

<sup>164</sup> Zur erotischen Komponente vgl.: SPÖRK, Ingrid: *Die Imagologie des Weiblichen. Symbolische und reale Frau in den Bildern der Österreichischen Maifestschriften*. In: Riesenfellner, Stefan (Hg.): *Freiheitsbilder. Kunst und Agitation in den Maifestschriften der Österreichischen Arbeiterbewegung 1890 – 1918*. Graz 1990, S. 41- 56, hier S. 48.



der Arbeiterinnen fungiert. Dem Mann, der deutlich als Arbeitsmann kenntlich gemacht ist<sup>165</sup>, bleibt das Agieren überlassen.



Friedrich Kaskeline, Titelblatt, aus: *1. Mai 1894*. Verlag der Arbeiterzeitung/Verlag der Volkstribüne, Wien 1894.

Hier zeigen sich also zwei Elemente hegemonialer Männlichkeit. Die sexuelle, heteroerotische Komponente und der Mann als der aktive, politisch engagierte Part im Geschlechterverhältnis. Darüber hinaus wird mit dem allegorischen Typus des hier dargestellten Arbeitsmannes eine körperliches Ideal propagiert: Ein starker Mann „im besten Alter“, dynamisch und muskulös. Der Arbeitsmann löst in den Maifestschriften allmählich die Freiheit ab<sup>166</sup>, anfänglich ist er aber

<sup>165</sup> Kennzeichnung als „Arbeitsmann“ durch Kleidung, Statur, rote Fahne, Hammer in der unteren Bildhälfte, siehe unten;

<sup>166</sup> Die weibliche Allegorie oder auch weibliche Gestalt verliert in der Bildsprache der ArbeiterInnenbewegung immer mehr an Bedeutung, nicht nur im deutschsprachigen Raum. Eric Hobsbawm spricht von einer „Vermännlichung

immer mit ihr zusammen abgebildet, wie auch in der Kunstbeilage der selben Maifestschrift, wieder von Kaskeline gestaltet (siehe unten).

Um einen wirksamen Idealtypus des Arbeiters schaffen zu können, der die Bewegung und das Proletariat verkörpern sollte, war es unabdingbar, zunächst bürgerliche Klischees vom aufrührerischen, ungehobelten und pöbelhaften Arbeiter zu bekämpfen.<sup>167</sup> Der Typus des Arbeitsmannes hatte verschiedene Funktionen zu erfüllen. Er sollte sowohl Mann aus dem Volk sein als auch Repräsentant der neuen Klasse. Deshalb musste er sofort zu erkennen sein und auch als Identifikationsfigur wirken. Er sollte jemand sein, „der die Grundlagen des proletarischen Lebens – Arbeit und Arbeitskraft – am idealsten verkörpern konnte. Als ‚Supermann‘ des Proletariats hatte er auch eine signifikante und prestigehaft hochgeschätzte Berufsform aus einer für die industrielle Entwicklung typischen Branche vorzustellen.“<sup>168</sup> Da der typische Industriearbeiter der Metallarbeiter, Mechaniker oder Schmied war, der das wichtigste Produktionsmittel der Industrie – die Maschine – herstellte, lag es nahe, einen Schmied für das Idealbild des Arbeitsmannes auszuwählen. Hinzu kommt, dass der Schmied traditionell als symbolhaft für den Handwerker stand<sup>169</sup>, außerdem war er durch die körperliche Arbeit muskulös, was einem angestrebten visuellen Leitbild natürlich entgegenkam. Gekennzeichnet wurde er als allegorische Darstellung neben seiner muskulösen Gestalt und dem entschlossenen Auftreten durch einfache Kleidung sowie ergänzende Attribute, besonders den Hammer<sup>170</sup>, der auf dem eben besprochenen Bild ja auch zu Füßen von Arbeitsmann und Freiheit liegt. Die Integrität und körperliche Kraft des Schmiedes repräsentierte die sozialdemokratische Arbeiterschaft also bestens.

Dabei spielte es keine Rolle, ob der durchschnittliche Arbeiter ebenfalls von solch guter Statur war, wovon bei Arbeits- und Lebensbedingungen und Ernährungssituation um 1900 wohl nicht auszugehen ist. Der Arbeitsmann tritt aber nicht nur, wie auf dem Titelbild von 1894, als willensstarker, siegreicher Vertreter des Proletariats auf, der den anderen vorangeht, sondern auch offensichtlich als Agitator und Vorkämpfer, welcher seine noch nicht politisierten Kollegen aus dem Dunkel der Werkstätten holt.

---

der Bildsprache der Arbeiter- und Sozialistenbewegung“. Siehe: HOBBSAWM, Eric: *Ungewöhnliche Menschen. Über Widerstand, Rebellion und Jazz*. München/Wien 2001, S. 132.

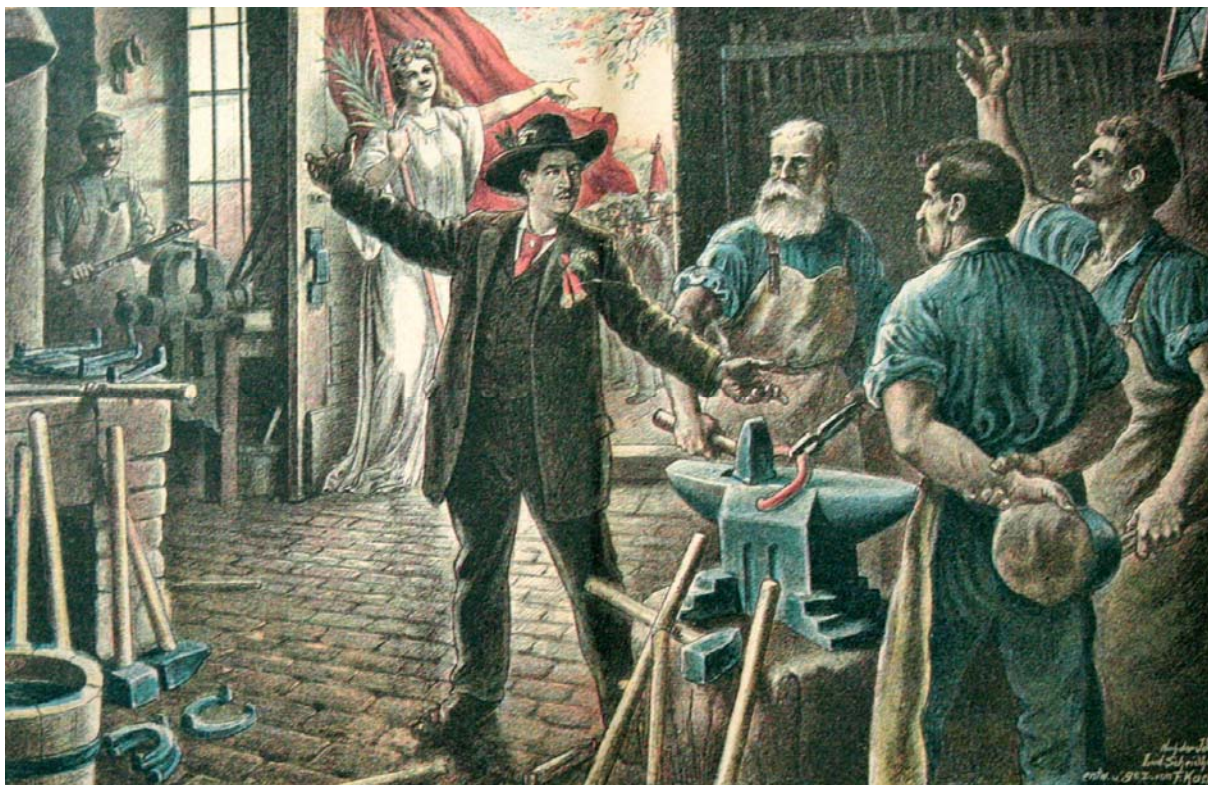
<sup>167</sup> Vgl.: SEITER: *Bilder vom Maien*, S. 27.

<sup>168</sup> SEITER: *Die agitatorischen Bildwerke*, S. 168f.

<sup>169</sup> Der Schmied ist gleichzeitig eine mystische Figur mit Bezug zu antiken Göttern: weil er das Feuer beherrscht kann er heilen, mit seinem Standeszeichen, dem Hammer, kann er auf magische Weise Diebe und Feinde erschlagen, außerdem Ehen schließen, siehe: HÖRANDNER, Edith: Art. *Schmied*. In: Lurker, Manfred (Hg.): *Wörterbuch der Symbolik*. Stuttgart 5. erw. Aufl. 1991, S. 651- 652.

<sup>170</sup> Der Hammer (und mit ihm der Schmied) gilt seit alters her als Symbol der physischen Kraft, Strategie sowie der handwerklichen Arbeit schlechthin, siehe DE VRIES, Ad: *Elsevier's Dictionary of Symbols and Imagery. Second, enlarged edition. Revised and updated by Arthur De Vries*, Amsterdam/Boston/Heidelberg u. a. 2004, S. 282.





Friedrich Kaskeline, Kunstbeilage, aus: *1. Mai 1894*. Verlag der Arbeiterzeitung/Verlag der Volkstribüne, Wien 1894.

In der Kunstbeilage von 1894 taucht der Idealtyp des Arbeitsmannes gleich in zweifacher Ausführung auf: Als muskulöse Schmiede, die noch in der Werkstatt arbeiten, anstatt mit den vor der Arbeitsstätte wartenden Genossen den Maifeiertag zu begehen, und als beredeter, willensstarker und fordernder Agitator, der die Schmiede zum Mitmachen auffordert. Hinter dem im Bildmittelpunkt platzierten Agitator, der mit einer Hand nach draußen weist, steht wieder eine allegorische Frauengestalt, die ebenfalls ins Freie weist und die Geste des Agitators wirkungsvoll doppelt. Sie trägt ein wallendes antikisierendes Gewand, Blumen im offenen Haar und hält in der nicht nach draußen weisenden Hand eine rote Fahne sowie einen Palmzweig. Ihre Hand zeigt auf einen blühenden Baum im gleißenden Sonnenlicht, was zusammen mit ihren Attributen – Palmzweig für gerechten Sieg<sup>171</sup>, rote Fahne für Sozialismus – für die Hoffnung auf eine bessere Zukunft steht, die zusammen mit den draußen wartenden Genossen erkämpft werden wird. Außer der allegorischen Frauengestalt finden sich keine anderen Frauen in dieser Szene, der Klassenkampf ist also eindeutig Männersache. Die dargestellten Männer wiederum entsprechen einem Idealtyp, der vor allem durch seine Körperlichkeit gekennzeichnet ist.

„Der Arbeiter“ ist stark und muskulös durch seine Arbeit, was ihn vom bürgerlichen Mann unterscheidet. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wandelte sich das Idealbild des menschlichen

<sup>171</sup> Der Palmzweig ist in der Bibel Symbol für den Gerechten, in der Antike Sinnbild für den Sieg (die Göttin Victoria hält ihn) und in der christlichen Symbolik Andeutung eines Siegespreises für eine rechtschaffene Lebensführung und Attribut der Märtyrer. Siehe: LURKER, Manfred: Art. *Palme*. In: Ders. (Hg.): Wörterbuch der Symbolik. Stuttgart 5. erw. Aufl. 1991, S. 550- 551.

Körpers.<sup>172</sup> Ein übergewichtiger Körper galt bis zur Mitte des Jahrhunderts nicht als träge oder schwerfällig, sondern im Gegenteil als elanvoll. Gleichzeitig war die Körperfülle ein für ArbeiterInnen kaum zu erreichendes Zeichen von Wohlstand. So stellten sich auf individueller wie körperlicher Ebene die sozialen Unterschiede als Über- oder Unterernährung dar. Dabei wurde die Demonstration des eigenen Wohlstandes der Elite durch körperliche Fülle gegen Ende des Jahrhunderts immer problemreicher. Der beleibte Mensch galt als anstößiger, sich beim Essen müßiggängerisch verausgabender, schwacher Charakter, der seine Energie nicht dem Allgemeinwohl dienlich auf die Arbeit verwendet. Der moderne Mann war nun schlank und trainierte seinen Körper beim Sport oder entsprechenden Aktivitäten.<sup>173</sup> Für den Typus des Arbeitsmannes bedeutet dies zweierlei: Einerseits ist der muskulöse Körper Zeichen der Klassenzugehörigkeit, denn seine Muskeln kommen von der anstrengenden körperlichen Arbeit.<sup>174</sup> Andererseits ist er die Verkörperung des eher schlanken modernen Mannes, des starken proletarischen Mannes aus der Klasse, welcher der Propaganda nach die Zukunft gehört. Somit ist die körperliche Idealtypisierung des Arbeitsmannes nicht nur als Ausdruck eines spezifischen Klassenbewusstseins zu sehen, sondern auch als Herausbildung eines neuen körperlichen Ideals moderner Männlichkeit, die Bürgertum und Proletariat gegen Ende des 19. Jahrhunderts gleichermaßen erfasste – ein neues Körperideal, das Bestandteil des Leitbildes der hegemonialen Männlichkeit ist.

Auch grenzt sich die idealisierte Männlichkeit durch ihre spezifische Körperlichkeit in der Bildsprache der Sozialdemokratie deutlich von der idealtypischen Weiblichkeit ab. Die dargestellten Männer sind bis auf wenige Ausnahmen, etwa wenn Jünglinge, Greise oder Not leidende Arbeiter dargestellt werden, von kraftvoller Statur. Die weiblichen Allegorien haben, wie auch die anderen Frauen, keine Zeichen einer solchen Statur. Dies lässt sich an der Kunstbeilage *Thal des Friedens* aus dem Jahr 1901 (von Wilhelm List<sup>175</sup>) exemplarisch deutlich machen.

Im Zentrum des Bildes steht der „Arbeitsmann“, rechts neben ihm sitzen seine Frau und zwei nackte Kinder unter einem blühenden Baum auf einer blumenbedeckten Frühlingswiese. Diesmal hält der „Arbeitsmann“ keinen Hammer als Attribut, sondern einen Spaten, der besser zur friedvollen Szene passt: Als Werkzeug, mit dem man den ersten Spatenstich für ein Leben in einer friedlichen Zukunft tut, ist er besser geeignet für das *Thal des Friedens* als der auch als Waffe

<sup>172</sup> Siehe: PENZ, Otto: *Metamorphosen der Schönheit. Eine Kulturgeschichte moderner Körperlichkeit*. Wien 2001, S. 55.

<sup>173</sup> Vgl.: PENZ: *Metamorphosen*, S. 50.

<sup>174</sup> Man könnte sogar so weit gehen, zu sagen, der Körper sei das einzige „symbolische Kapital“ der Arbeiter im Kampf gegen soziale Ächtung und Diskriminierung. Besonders im Zusammenhang mit der proletarischen Sportbewegung kommt ihm so eine zentrale Stellung zu. Siehe: TEICHLER, Hans Joachim/HAUK, Gerhard (Hg.): *Illustrierte Geschichte des Arbeitersports*. Berlin, Bonn 1987, S.7

<sup>175</sup> Wilhelm List (1864- 1918), Künstler der Wiener Secession, prägte mit seinem Stil zwei Ausgaben der Maifestschriften und arbeitete danach vermutlich auch an den „Neuen Glühlichtern“ mit. Siehe: SEITER: *Bilder vom Maien*, S. 38.



deutbare Hammer. Der Arbeitsmann blickt auf seine Frau hinab und zeigt mit einer Hand auf die linke Bildhälfte, wo eine gefesselte Tyrannis<sup>176</sup> mit antikem Gewand und Schmuck unter bedrohlich düsteren Wolken zwischen dunklen Ruinen sitzt. Die abgewandt kauernde allegorische Frauengestalt stellt die vergangene, unheilvolle Herrschaft des Kapitalismus über die Proletarier da, die nun überwunden dennoch bedrohlich nachwirkt. Die Geste des Arbeitsmannes ist eine Mahnung, sich des erkämpften besseren Lebens im *Thal des Friedens* bewusst zu bleiben. Die Frau sieht ihren Mann nicht an, sondern blickt sinnierend ins Nichts, während sie ein Kind hält. Die blühende Frühlingslandschaft kontrastiert eindrücklich mit der ernst blickenden Familie und der gefesselten, düsteren Tyrannis. Die politische Botschaft ist klar: Es winkt eine gute Zukunft in blühenden Landschaften, wenn die Herrschaftsverhältnisse verändert werden. Gleichzeitig darf man die Gefahr auch bei schon erreichten Zielen nicht verkennen und muss ernsthaft bei der Sache bleiben.



Wilhelm List, Kunstbeilage *Thal des Friedens*, aus: *Maifeier 1901*. Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand, Wien 1901.

Hinsichtlich der Geschlechterkonstruktion ist die Botschaft, wenn vom Künstler auch nicht intendiert, ebenfalls klar: Wie gehabt, zeigt sich auch hier das asymmetrische, essentialistische Geschlechterverhältnis durch einen aktiv im Zentrum stehenden Mann, einer verträumt zu seinen Füßen sitzenden Frau, die sich um die Kinder kümmert und mit ihrem gefühlvoll ziellosen Blick

<sup>176</sup> Siehe: SPÖRK: *Die Imagologie*, S. 51.

deutlich als der passivere, durch die sitzende Position doch untergeordnete Part abgebildet ist. Die Vaterrolle, Familiengründung und einhergehend damit die Heterosexualität etc. sind so als Ideal festgeschrieben. Nicht nur hier, sondern auch in nahezu allen anderen Bildern, ist die Position der Frau des Arbeiters innerhalb der Bildkomposition meist unterhalb der des Arbeitsmannes. Sie ist ihm quasi untergeordnet, oft auch als schutzbedürftig dargestellt. So wird indirekt auch auf die gesellschaftliche und rechtliche Stellung der Frau um 1900 hingewiesen. Während in der Darstellung Arbeitsmann eine erotische Komponente nicht fehlen darf, so ist die Frau hinter ihrer Kleidung versteckt und entsexualisiert<sup>177</sup>, so wie es die Moral gebietet – nur weibliche Allegorien dürfen eine erotische Ausstrahlung besitzen. Fragt man nach der hegemonialen Männlichkeit, so wird mit dieser Art der Verbildlichung eines weiblichen Idealtyps das Element von männlicher Hegemonie und weiblicher Unterordnung in die Bildsprache übertragen.

Als Arbeitsmann zeichnet sich der Mann im Bildzentrum durch einen breiten Nacken und muskulöse Unterarme aus, die von dem hochgekrempelten Hemd freigelassen werden. Das Ideal eines kräftigen Männerkörpers kontrastiert deutlich mit den weichen, feinen Armen und Gesichtern von Frau und Kindern. Männlichkeit lässt sich in diesem Bild auf körperlicher Ebene – neben Kleidung, Gesten und Tätigkeiten – deutlich von Weiblichkeit und Kindesalter abgrenzen, die Körper sind stereotypisiert. Auch der Bart betont als männliches Attribut die Virilität des Arbeitsmannes. Männliche Geschlechtszugehörigkeit lässt sich kaum konkreter und gesteigerter verbildlichen. Mit dieser betont virilen Darstellung des Arbeitsmannes als Vertreter seiner Klasse, der sich vom anderen Geschlecht auf das Deutlichste in seiner Körperlichkeit unterscheidet, ist ein weiteres Charakteristikum der hegemonialen Männlichkeit festzustellen: die scharfe Abgrenzung nach außen, im Medium Bild deutlich gemacht durch die Unverwechselbarkeit und Gegensätzlichkeit von Frau und Mann.

Mit der Abbildung von bärtigen Arbeitsmännern wird darüber hinaus ein bestimmtes Alter als ideales Alter des prototypischen Arbeiters postuliert. Wie auch in den Jahren zuvor, ist der idealisierte Arbeiter hier gekennzeichnet durch einen stattlichen Bart, der ein gewisses Alter voraussetzt. Er ist alt genug eine Familie zu gründen und verfügt durch sein definitiv nicht mehr jugendliches Alter über genügend Erfahrung und Autorität. Diese Festschreibung des Arbeitsmannes auf ein bestimmtes Alter wird bis 1900 in den Manifestschriften konsequent durchgehalten. Erst ab diesem Zeitpunkt werden neben den bärtigen Arbeitern im besten Mannesalter auch männliche Arbeiter im jugendlichen Alter dargestellt, beziehungsweise starke junge Arbeitsmänner, die nicht älter als Mitte Zwanzig sind. Hier zeigt sich bereits der Beginn

---

<sup>177</sup> Die Entsexualisierung der proletarischen Frau findet sich in der gesamten internationalen sozialistischen Bewegung. Siehe: HOBSBAWM: *Ungewöhnliche Menschen*, S. 135.

einer nach dem Ersten Weltkrieg einsetzenden Entwicklung, die Identifikationsfigur Arbeitsmann stets als jungen Arbeiter zu zeigen, dem eine Arbeiterin zur Seite gestellt wird.<sup>178</sup> Diese Veränderung macht zum einen deutlich, dass sich die politische Botschaft im „roten Wien“ geändert hat, wie sich auch der Geschmack in Gesellschaft und Kunst hinsichtlich des Körperbildes verändert hat – im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts ist der attraktive Männerkörper bald entweder sportlich- schlank oder sehr muskulös.<sup>179</sup> Auf die Bedeutung des ArbeiterInnensports und -nacktkörperkultur für die politische Identität des Proletariats und das dementsprechende Körperideal kann an dieser Stelle nur hingewiesen werden. Zum anderen verdeutlicht das jüngere Alter späterer Arbeiterdarstellungen sowie ihr recht plötzliches Auftauchen in den Maifestschriften, dass es durchaus möglich gewesen wäre, andere Arten von Männlichkeit darzustellen. Man hat jedoch bewusst darauf verzichtet. So würde beispielsweise ein Jugendlicher für die Zukunftsfähigkeit und -zuversicht der politisch engagierten Arbeiterschaft stehen. Der Arbeitsmann hingegen ist als Mann in einem Alter gedacht, welches im Allgemeinen, als das Alter mit dem höchsten sozialen Prestige erachtet wird – der sogenannte „Mann in den besten Jahren“: Er ist ein Mann um die 40, der die Karriereleiter schon ein Stück weiter hinaufgeklettert ist als es ein Mittzwanziger könnte. Auch mit der Bevorzugung eines speziellen Alters bei der Darstellung des Leitbildes Arbeitsmann ist ein Wirkmechanismus der hegemonialen Männlichkeit aufzeigbar: das Prinzip von Dominanz und Unterordnung verschiedener Männer innerhalb der gleichen sozialen Schicht, wie es Robert Connell beschreibt, und sich zum Beispiel in der Person des jüngeren Kollegen manifestiert.

Weniger konkret festmachen lässt sich das Prinzip der Marginalisierung. Männer einer anderen sozialen Schicht werden abwertend dargestellt – insofern sie auftauchen. In den Maifestschriften ist es vorrangiges Ziel, ein eigenes, positives Selbstbild der Arbeitenden zu pflegen. Deshalb werden andere soziale Schichten selten gezeigt. Feindbilder werden zwar nicht zwingend, aber recht regelmäßig in die Bildkompositionen aufgenommen. Doch wird als Gegner meist nicht ein Vertreter der bürgerlichen oder adeligen Schichten dargestellt, sondern eine Personifikation des Kapitalismus selbst, meist als Schlange oder vampirhaftes Monster verbildlicht. Darstellungen der anderen Klassen bleiben mit einer Ausnahme (Titelbild von 1907) auf die sporadisch abgedruckten Karikaturen beschränkt. Wie oben schon erwähnt, wurden diese selten abgedruckt, da Bilder im Stile einer „vorwärtstreibenden Tendenzkunst“ als wirksameres Mittel der politischen Mobilisierung erachtet wurden. In den Karikaturen wird insbesondere das Bürgertum als Vertreter und Personifikation des Kapitalismus grotesk dargestellt, etwa in der Kunstbeilage des Jahres 1909.

---

<sup>178</sup> Siehe: SEITER: *Bilder vom Maien*, S. 39.

<sup>179</sup> Vgl.: PENZ: *Metamorphosen*, S. 92.





František Kupka, Kunstbeilage *Mammon will Bruder Proletarier vor seinen Wagen spannen* (aus dem Zyklus *Mammon*), aus: 1. Mai 1909. Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand&Co, Wien 1909.

Das Bild aus dem karikaturistischen Zyklus *Mammon* von František Kupka<sup>180</sup> mit dem Titel *Mammon will Bruder Proletarier vor seinen Wagen spannen* zeigt einen mit Geld beladenen, von zahllosen Männern gezogenen Prunkwagen, auf dem ein extrem übergewichtiger Mammon steht. Er wirft dem „Bruder Proletarier“ ein Joch mit Seil zu, weil dieser auch seinen Wagen ziehen soll. Abgesehen von seinem etwas schütterten Haupthaar ist der Proletarier als der typische Arbeitsmann abgebildet. Er wird begleitet von seiner unterernährten, knienden Frau und zwei Kleinkindern, die sich alle hinter ihm aufhalten. Dieser Mammon ist wie der der zweiten Karikatur der Kunstbeilage von 1909 (*Mammon schwankt zwischen Republik und Königtum*) durch seine Kleidung und den Wohlstandsbauch als bürgerlicher bzw. Unternehmer gekennzeichnet.<sup>181</sup>

<sup>180</sup> František Kupka (1871- 1957), hat mehrere karikaturistische Zyklen für das linke französische Magazin „L'Assiette au beurre“, der Zyklus *Mammon* wurde dort in der Ausgabe vom 11.1.1902 veröffentlicht. Siehe: SEITER: *Bilder vom Maien*, S. 39.

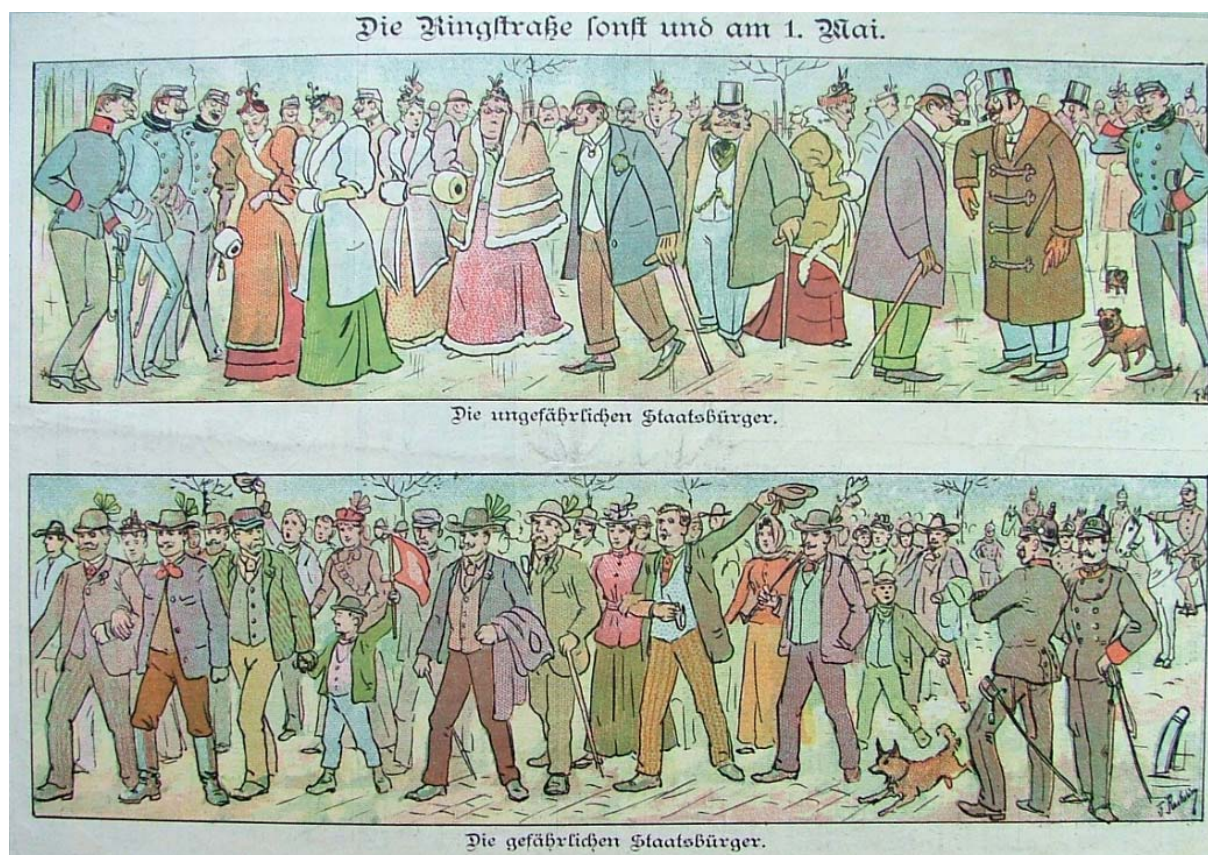
<sup>181</sup> Diese Darstellung zeigt den „Mammon“ mit stereotypisierten „jüdischen“ Gesichtszügen, ein latenter Antisemitismus ist in der Bildsprache des Karikaturenzyklus wirksam.





František Kupka, Kunstbeilage *Mammon schwankt zwischen Republik und Königtum* (aus dem Zyklus Mammon), aus: 1. Mai 1909. Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand&Co, Wien 1909.

Betrachtet man beide Karikaturen zusammen, so wird deutlich, dass hier der Mann aus der Arbeiterschicht als der eigentliche, „richtige“ Mann und „echter Kerl“ dargestellt wird. Ihm gegenüber steht der stereotypisierte Bürger, der im physischen Erscheinungsbild wie im Moralischen weit unterlegen ist. Mit dieser Art der Darstellung sollte das proletarische Selbstbewusstsein gestärkt werden. Um den kleinen Exkurs in die Karikatur zu vervollständigen, wird noch ein weiteres Spottbild hinzugezogen. Diesmal stammt es allerdings nicht aus den Maifestschriften, sondern von der Rückseite der Mai- Sondernummer der *Glühlichter* von 1893. Es verdeutlicht sehr anschaulich, nach welchem Prinzip die Männlichkeit einer anderen Schicht lächerlich gemacht und als nicht ernsthaft männlich dargestellt wurde.



N.N., *Ringstraße sonst und am 1. Mai*, aus: *Festnummer der Glühlichter zum 1. Mai 1893*. O.V., Wien 1893, Rückseite.

Unter dem Titel *Die Ringstraße sonst und am 1. Mai* (die Maimärsche führten über die Ringstraße) werden die „ungefährlichen“ Staatsbürger den „gefährlichen“ gegenübergestellt; das heißt bürgerliche, besitzende Schichten treffen auf ArbeiterInnen. Gut gekleidete, stramme Arbeiter treffen auf wenig schmeichelhaft gezeichneten Männern: Die Angehörigen von Militär und Polizei sind mit weiblicher – wie in eine modische Korsage geschnürter – Taille und viel zu dünnen Beinen dargestellt. Die zivilen Männer sind zu dick und tragen modisch- lächerliche, lange, spitze Schuhe und zu kurze Hosen. Darüber hinaus zeichnen sie sich durch eine unvorteilhafte Körperhaltung mit nach vorne fallenden Schultern aus. Dahingegen bleiben die Frauen verschont von einer abschätzigen Darstellungsweise, sieht man von einer fettleibigen Dame und der Überbetonung der modischen Kleidung ab. Der Vorwurf der Dekadenz steht eindeutig im Raum. Ziel dieser Karikatur ist also definitiv, den besitzenden Schichten und der Staatsmacht die Glaubwürdigkeit und Ernsthaftigkeit abzusprechen, indem sie der Lächerlichkeit preisgegeben werden. Bezeichnenderweise geschieht dies durch die Verweichlichung bzw. Verweiblichung der männlichen Angehörigen, der die Arbeiter allesamt als Idealtyp des Arbeitsmannes als würdiges Gegenteil gegenüber treten.

Auch auf diese Weise konnte das Geschlecht zum Politikum werden. Interessant dabei ist, dass die Bürger auch auf andere Weise hätten verunglimpft werden können, aber die Männlichkeit des Gegners ganz gezielt angegriffen wird. Hegemoniale Männlichkeit ist stark an die Prinzipien der

Macht und Autorität geknüpft, die durch „würdige“ Männlichkeit repräsentiert wird. Den politischen Gegner als lächerlich weibisch darzustellen, unterhöhlt seine Autorität und Position im gesellschaftlichen Machtgefüge, welches in den Bahnen der hegemonialen Männlichkeit wirksam ist. Die Darstellung eines „unmännlichen“ Gegners folgt also der Logik hegemonialer Maskulinität. Insgesamt lässt sich über das von Connell für die hegemoniale Männlichkeit postulierte Prinzip der Marginalisierung in den Bildern der Maifestschriften allerdings wenig sagen, denn andere Männlichkeiten werden selten thematisiert – es sei denn man sieht darin auch eine Art von Marginalisierung.

Ähnlich verhält es sich mit dem Charakteristikum der Militarisierung. Die ArbeiterInnen werden nie mit Waffen oder bei Kampfhandlungen gezeigt. Doch können ihre Werkzeuge wie Hämmer, Sensen und Pickel durchaus als Waffen erscheinen, wenn sie in einem entsprechenden Zusammenhang dargestellt sind, wie etwa dem Beginn einer aufrührerischen Aktion oder kollektiven kämpferischen Revolte.<sup>182</sup> Darüber hinaus werden die ArbeiterInnen, wenn nicht als allegorische Personifikationen, dann immer als große Masse abgebildet. Hier wird in der Bildsprache bewusst eine Verbindung zu militärischen Formationen hergestellt. Denn es ist der Klassenkampf, den die ProletarierInnen kämpfen müssen, um ihre Situation zu verbessern. Die Demonstrationen der Maifeiern, die *Maimärsche*, erfolgten in militärisch geordneten Reihen, auch Organisation, Terminologie und Symbolik (Fahnen und Standarten, Mai- Abzeichen) waren absichtlich stark an militärischen Vorbildern orientiert.<sup>183</sup> In der wehrhaft- starken Statur des Arbeitsmannes, seinem energischen, entschlossenen Auftreten und seinen Taten ist ebenfalls das kämpferische Element zu finden. Allerdings ist hier weniger von einer Militarisierung des Männerbildes der Festschriften zu sprechen, sondern eher von einer Durchdrungenheit mit der Klassenkampffidee. Ein als Soldat verbildlichter Arbeitsmann würde seine Klassenidentität verlieren, da ein Soldat dem verhassten Staat zu Gehorsam verpflichtet ist und ihn repräsentiert. Der Arbeitsmann ist also nicht im Sinne von Soldat- Sein und Militär dargestellt, hat in seinem ganzen Auftreten dennoch ein dominantes, kämpferisches Gebaren. Die Militarisierung des Männerbildes als Teil eines Leitbildes hegemonialer Maskulinität kann für die Maifestschriften also nicht zur Gänze, wohl aber tendenziell bejaht werden. Dabei darf der politisch- ideologische Hintergrund allerdings nicht aus den Augen verloren werden.

---

<sup>182</sup> So etwa in der Kunstbeilage von 1895; RIESENFELLNER, Stefan: *Anmerkungen zu einigen Bildern der Maifestschriften zwischen hegemonialer Kultur und "proletarischer" Subkultur*. In: ders. (Hg.): *Freiheitsbilder. Kunst und Agitation in den Maifestschriften der Österreichischen Arbeiterbewegung 1890 - 1918*, Graz 1990, S. 65- 70, hier S.68.

<sup>183</sup> Vgl.: TROCH: *Mai-Feiern*, S. 170f; Die militärische Ordnung der Demonstrationenzüge, von sozialdemokratischen Zeitgenossen auch „rote Heerschau“ genannt, sollte die Masse der Demonstrierenden als ernstzunehmend und politisch reif und selbstbewusst präsentieren.



## 6.4 Zusammenfassung

Der Arbeitsmann, wie er in den Bildern der Maifestschriften zu finden ist, fungiert als ein idealisiertes Vorbild. Die Wirkung eines solchen Ideals darf jedoch nicht unterschätzt werden, denn es begegnete den ArbeiterInnen schließlich nicht nur in den Maifestschriften, sondern war eines der wichtigsten Identifikationsmuster zur Schaffung einer politischen Klassenidentität.<sup>184</sup> Im Rahmen des Wirkmechanismus von Identität und Alterität stellte der Arbeitsmann ein positives „Symbol“ des Identifikationsprozesses dar, das ein konkretes Identifikationsangebot auf individueller und kollektiver Ebene bot.<sup>185</sup> Das Prinzip der Alterität wirkt durch die Versinnbildlichungen des Kapitalismus in der Interaktion zwischen Individuum/BetrachterIn, Bild und Gruppe, die als negatives Beispiel die Identifikation mit der Arbeiterschaft verstärkt, in welchen Facetten sie auch immer dargestellt wird.

Hintergrund bei allem ist die Politik: Die Arbeiterschaft – als Arbeitsmann versinnbildlicht – muss als stark imaginiert werden, um dem Arbeitskampf Sinnhaftigkeit zu verleihen. Denn nur wenn Aussicht auf Erfolg besteht, ist ein Kampf der Mühe wert. Das schließt aber nicht aus, dass sich diese politische Betrachtungsweise der eigenen Position, Fähigkeiten und Möglichkeiten nicht auch auf das Alltagsleben überträgt. Dies ist ja gerade der Wirkmechanismus von Ideologien und Propaganda. Anders herum hat der Alltag natürlich auch Einfluss auf Leitbilder und Ideale, es darf von einer Wechselwirkung zwischen Idealbild und Realität ausgegangen werden. Die ArbeiterInnenbewegung wird durch einen Mann repräsentiert, nicht durch eine Frau! Einerseits wird damit ein Stück gesellschaftliche Realität geleugnet, da die meisten Arbeiterfrauen und auch die Kinder am Familieneinkommen mitwirken mussten.<sup>186</sup> Andererseits werden gesellschaftliche Muster übernommen, denn rein theoretisch könnte man die organisierte Arbeiterschaft ebenso wie die Freiheit als weibliche Allegorie darstellen. Dies geschieht aber nicht. Warum? Weil im aufklärerisch – und damit auch bürgerlich – geprägten essentialistischen und asymmetrischen Geschlechterverständnis eben der Mann als der Broterwerbende gesehen wird, nicht die Frau. Außer in Haushalt und Kindererziehung haben Frauen laut diesem Verständnis nicht zu arbeiten, genau so wenig wie sie öffentliche, politisch repräsentative Aufgaben oder Fähigkeiten haben. Deswegen muss die Arbeiterschaft durch einen Mann symbolisiert werden, und nicht durch eine Frauengestalt oder ein Paar, was auch denkbar wäre.

<sup>184</sup> Vgl.: TROCH: *Mai-Feiern*, S. 167- 179.

<sup>185</sup> Zur wechselseitigen Bedingung von Identität und Alterität siehe: LANDWEHR, Achim/ STOCKHORST, Stefanie: *Einführung in die Europäische Kulturgeschichte*. Paderborn 2004, S. 195ff; Identität versteht sich in diesem Zusammenhang als „psychologischer Identitätsbegriff“, vgl. dazu die Unterscheidung der Identitätsbegriffe in: WALKENHORST, Heiko: *Europäischer Identifikationsprozeß und europäische Identität. Die politische Bedeutung eines sozialpsychologischen Konzepts*. Baden- Baden 1999, S. 29.

<sup>186</sup> Die meisten Frauen des proletarischen Milieus arbeiteten bis zur Heirat, mit der rasch steigenden Zahl der Kinder oder geringem bzw. ausfallendem Lohn des Mannes waren sie gezwungen, selber wieder erwerbstätig zu sein, dann meist in Heimarbeit für die Textilindustrie. Siehe: MÜHLBERG: *Proletariat*, S. 70f.

Die Realität der ganzen arbeitenden Familie findet sich in diesen Darstellungen nicht repräsentiert: weil nicht sein kann, was nicht sein darf, zumindest in der Imagination der eigenen Klassenidentität. So erklärt sich ebenso die sehr geschlechtsspezifisch- konventionelle Abbildung von Frauen als Mütter oder Personifikationen von abstrakten Begriffen wie Freiheit.

Dieses für den Diskurs über Männlichkeit typische Reduzieren des Denk- und Darstellbaren auf das tatsächlich Dargestellte zeigt sich auch in weiteren Punkten: Der Kapitalismus wäre auch durch eine weibliche Allegorie zu verbildlichen, dies geschieht aber durch monströse Fabelwesen oder im Falle der Karikaturen durch männliche Personifikationen. Der Gegenspieler der als männlich vorgestellten Arbeiterschaft ist auch männlichen Geschlechts. Sonst würde dem so dargestellten Klassenkampf ebenfalls etwas zutiefst unmännliches anhaften: Ein Mann, der heldenhaft kämpft, kämpft eben gegen andere Männer. Er darf keine physisch gewalttätige Auseinandersetzung mit deutlich unterlegenen Gegnern wie Frauen anstreben, weil das dem Ehrbegriff widerspricht und nicht überzeugend wirkt. Darüber hinaus ist der Kapitalismus auch Domäne der Männer, denn sie sind Fabrikbesitzer und Vorgesetzte. Das Feindbild – insofern der Gegner nicht durch ein monströses Fabelwesen repräsentiert wird – ist hier eindeutig männlichen Geschlechts, was der gesellschaftlichen Realität weit mehr entspricht als die Versinnbildlichung der Gesamtheit aller Arbeitenden als Mann. Hier ist dies allerdings möglich, da es den Geschlechterkonstruktionen entspricht.

Hinsichtlich der Charakteristika hegemonialer Männlichkeit und ihrer Präsenz in den Bildern der Maifestschriften lässt sich festhalten: Durch die überwiegenden Darstellungen von Frauen als Mütter und an der „Männersache“ politischer Kampf nur in Nebenrollen Beteiligte wird die essentialistische, asymmetrische Geschlechtsidentität der Aufklärung reproduziert. Frauen werden innerhalb der Bildkomposition unterhalb ihres Mannes oder ganz am Rande als Teil der großen, meist überwiegend männlichen Menschenmengen gezeigt. Ein klarer Verweis auf die gesellschaftliche Stellung der Frau und das Verhältnis zwischen Mann und Frau als eines von männlicher Hegemonie und weiblicher Unterordnung. Gleichzeitig definiert sich die männliche Identität des idealtypischen Arbeiters stark über die Erwerbsarbeit. Die Vaterrolle wiederum ist wichtig und selbstverständlich – dem Arbeitsmann wird häufig die Familie zur Seite gestellt – womit ein weiteres Element der hegemonialen Männlichkeit zu Tage tritt. Ebenso verhält es sich mit der Sexualität. „Der Arbeiter“ hat Frau und Kinder, welche das offensichtliche Ergebnis seiner *heterosexuellen* Aktivität sind. Eine sexuelle, erotische Komponente findet sich ebenfalls in seiner betont kraftvollen Körperlichkeit. Sie stellt ein weiteres Charakteristikum dar, nämlich das Propagieren eines männlichen Idealkörpers als Teil viriler Maskulinität. Der ideale Arbeiter erinnert mit seinem muskulösen Körper an antike Heldenskulpturen. Damit grenzt sich der Arbeitsmann auch klar von allem Weiblichen in den bildlichen Darstellungen ab, das Wirkprinzip

der scharfen Abgrenzung nach außen ist ersichtlich. Durch die Festlegung des männliche Idealbildes auf ein bestimmtes Alter und entsprechende Präsentation werden andere Männlichkeiten, Jünglinge und Greise, abgewertet und an den Rand gedrängt – das für die hegemoniale Männlichkeit typische Verhältnis von Dominanz und Unterordnung von verschiedenen Männlichkeiten innerhalb einer Klasse oder Ethnie. Ebenfalls charakteristisch ist die Marginalisierung von Männlichkeiten anderer Klassen. Sie tauchen entweder gar nicht auf oder werden verunglimpft und als Antitypen dargestellt. In geringerem Umfang lassen sich auch Charakterzüge einer Militarisierung des Arbeiterideals festmachen. Er ist zwar kein Soldat, aber er ist ein Kämpfer. Lediglich das Charakteristikum des männlichen Profits durch Komplizenschaft lässt sich in den Maifestschriften nicht konkret benennen. Von den zehn Elementen hegemonialer Männlichkeit sind neun wiederzufinden.

Das Leitbild hegemonialer Männlichkeit ist somit für die Bildsprache der Maifestschriften zwischen 1890 und 1914 eindeutig zu belegen. Welchen Stellenwert hat diese Beobachtung nun für den Männlichkeits- Diskurs innerhalb der Arbeiterschaft? Zunächst einmal waren die politischen Aktionen der Sozialdemokratie rund um den 1. Mai Bestandteil der für sie wichtigsten Feierlichkeit und politischen Willensäußerung des ganzen Jahres. Untrennbar damit verbunden waren die Maifestschriften, die in hohen Auflagenzahlen erschienen und viele LeserInnen erreichten. Die Bilder der Maifestschriften hatten eine zentrale Bedeutung, was sich einerseits an ihrer prominenten Positionierung innerhalb der Festschrift zeigt, andererseits aber auch in der Marketingstrategie des Wandschmucks manifestiert. Sie waren in einem repräsentativen Medium an prominenter Position sowie mit wichtiger Funktion abgedruckt. Sie demonstrieren also das, was von den politisch Verantwortlichen der ArbeiterInnenbewegung als mitteilenswert und vorbildlich erachtet wurde, hinsichtlich politischer Botschaften ebenso wie nicht absichtlich intendierter Botschaften beispielsweise zur Konstruktion von Geschlecht. Nebenbei bedienten sich die Herausgeber mit den Festschriften auch jenes Mediums, das im 19. Jahrhundert zum Leitmedium aufstieg und den größten Einfluss auf die öffentliche Meinung ausübte – der Presse.<sup>187</sup>

Als subversives Medium mit dem Zweck der politischen Agitation hätten sich rein theoretisch Bilder in den Maifestschriften abdrucken lassen, die der sozialdemokratischen Absicht, den „neuen Menschen“ zu formen, auch in den Gestaltungsmitteln entsprochen hätten. Aber sowohl die Art, Männlichkeit und Weiblichkeit wiederzugeben als auch die Wahl der stilistischen Mittel

<sup>187</sup> Vgl.: BRIGGS, Asa: *From Steam to Electricity*. In: Ders./Burke, Peter (Hg.): *A Social History of the Media. From Gutenberg to the Internet*. Cambridge/Oxford/Malden 2002, S. 106- 120, hier S. 111f; FAULSTICH, Werner: *Medienwandel im Industrie- und Massenzeitalter (1830 - 1900)*. Göttingen 2004, S. 28; Die Rolle der Presse ist hinsichtlich öffentlicher Meinung, Agendasetting und Vermittlung von Wertvorstellungen für das 19. Jh. kaum zu überschätzen. Die Maifestschriften als Sondernummern der sozialdemokratischen Presse (selbe Herausgeber und Druckerei) und ihre Verknüpfung mit dieser (Werbestrategie um Verkauf anzukurbeln etc.) sind also Teil dieses Leitmediums.

zeigen eine eindeutige Orientierung an den etablierten Medien und Wertvorstellungen der gesellschaftlich einflussreichen Schichten. Diese Orientierung manifestiert sich daneben ebenfalls in der überdurchschnittlichen Druckqualität.<sup>188</sup> Auch in ästhetischen Kategorien mussten sich die Maifestschriften den Vorwurf der Bürgerlichkeit gefallen lassen. Das mag zum einen daran liegen, dass die KünstlerInnen, die die Bilder gestalteten, im bürgerlichen Kunstbetrieb tätig waren und auch diesem Milieu entstammten, ebenso wie die Auftraggeber. Ein anderer Faktor waren die Hindernisse, auf die die Übernahme der bildenden Kunst – anders als Lied und Literatur – durch die Arbeiterschaft stieß,<sup>189</sup> ebenso wie der Geschmack der Zielgruppe<sup>190</sup> und die Zensur, welche die Möglichkeiten der SozialdemokratInnen erheblich einschränkte. So übernimmt der milieuspezifische Diskurs über Männlichkeit und Weiblichkeit auf visueller Ebene die Grenzen des Darstellbaren vom bürgerlich geprägten „Leitdiskurs“ und der hier dominierenden hegemonialen Männlichkeit. Schließlich wären auch andere Versinnbildlichungen möglich gewesen, beispielsweise Arbeiter und Arbeiterin zur Personifikation der Proletariats anstelle des Arbeitsmannes.

## 7. Autobiografische Selbstzeugnisse – Konstruktion von Männlichkeit im eigenen Lebenslauf

### 7.1 Autobiografische Selbstzeugnisse als Quellen

Die sich seit Mitte der 1970er Jahre abzeichnende Trendwende in der Geschichtswissenschaft machte einen neuen Umgang mit Quellen notwendig. Disziplinen wie die Alltagsgeschichte, „Geschichte von unten“, Oral History, Kulturgeschichte, Mentalitätsgeschichte und die Geschlechtergeschichte mussten aufgrund ihres speziellen Erkenntnisinteresses andere Quellengattungen erschließen. Das Resultat war die sogenannte „biografische Wende“. Im Zuge dieser neuen Herangehensweisen gewannen populäre Autobiografik, Selbstzeugnisse, Ego-Dokumente<sup>191</sup>, lebensgeschichtliche Aufzeichnungen, Erinnerungstexte, Memoiren etc. schlagartig an Bedeutung.

Selbstzeugnisse treffen Aussagen auf einer subjektiven Basis, deshalb sind sie für eine Tatsachenerkenntnis oder die Rekonstruktion von Ereignissen als eher zweifelhafte Quellen anzusehen. Einige von zahlreichen Faktoren dafür sind eine retrospektive „Vergoldung“ der

<sup>188</sup> Vgl.: SEITTER: *Bilder vom Maien*, S. 23.

<sup>189</sup> Vgl.: SEITTER: *Bilder vom Maien*, S. 35. Solche Hindernisse sind zum Beispiel die skeptische Haltung der Parteifunktionäre oder geringe Beachtung und Nachfrage in der ArbeiterInnenbildung.

<sup>190</sup> Vgl.: SEITTER: *Die agitatorischen Bildwerke*, S. 449.

<sup>191</sup> Der Begriff der „Ego-Dokumente“ wurde im deutschsprachigen Raum in Anlehnung an niederländische Forschungen vor allem hinsichtlich der besonderen Quellsituation der Frühen Neuzeit von Winfried Schulze favorisiert; vgl. SCHULZE, Winfried: *Ego-Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte? Vorüberlegungen zur Tagung „Ego-Dokumente“*. In: Ders. (Hg.): *Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte*. [Selbstzeugnisse der Neuzeit Bd.2] Berlin 1996, S. 11- 32.

Vergangenheit, die persönliche Schreibmotivation (Legitimierungsabsichten, politische Agitation etc.) oder politische Umstände, die AutorInnen nicht die freie Meinungsäußerung ermöglichen. Umso wichtiger sind Selbstzeugnisse jedoch als kulturgeschichtliche Quellen, denn sie spiegeln vorherrschende Auffassungen in verschiedenen Gesellschaftsschichten, Probleme und Tendenzen wider. Sie „entstehen auf dem Hintergrund bestimmter historisch- gesellschaftlicher Verhältnisse und enthalten in subjektiv vermittelter Form Rückschlüsse auf die selben.“<sup>192</sup> So können sie Hinweise liefern auf die Rezeption von Ideen und Verbreitung von Werten, ebenso wie für deren Grenzen. Als besonders sinnvoll „erweist sich der Einbezug von Selbstzeugnissen ausserdem für die Erforschung von Geschlechterrollen“<sup>193</sup>. Gerade für die Geschlechtergeschichte also stellen Selbstzeugnisse eine äußerst wichtige Quellengattung dar, da sie Informationen über die Geschlechterkonstruktionen und deren gesellschaftlichen Kontext enthalten, die in vielen „traditionellen“ Arten von Quellen nicht, zumindest nicht in diesem Maße, zu finden sind. Zugleich ermöglicht es der Rückgriff auf solche „subjektiven“ Quellen im Rahmen einer diskursanalytisch angelegten Untersuchung, Aussagen über den Informationsfluss innerhalb eines Diskurses zu machen, ebenso wie über die Wechselwirkung zwischen den verschieden am Diskurs beteiligten Medien und dem „historischen Subjekt“.

Die Arten von Selbstzeugnissen sind äußerst unterschiedlich, angefangen bei Briefen über Tagebuchaufzeichnungen bis hin zu Autobiografien und Memoiren. Autobiografien sind Gesamtdarstellungen des eigenen Lebens, deren Mittelpunkt das eigene Ich, dessen Entwicklung und persönliche Beziehungen verkörpern. Der/die AutorIn tritt selbst als denkendes und handelndes Individuum in Aktion und versucht, die eigene Vergangenheit zu rekonstruieren. Deshalb kommt es zu einer bewussten Auswahl der berichteten Vorgänge, zu selbstgesetzten Akzenten und Stilisierungen, einer gewissen Distanz und feststehenden, später gefällten Urteilen. Memoiren – auch Denkwürdigkeiten oder Lebenserinnerungen – sind Darstellungen allgemeiner Zustände, die der/die VerfasserIn als beteiligte Person schildert, als Zeitgenosse kritisiert oder als Augenzeuge über andere Personen und besondere Ereignisse berichtet. Dabei spielt das Ich keine zentrale Rolle, es tritt eher hinter die Ereignisse zurück, denn Ziel ist nicht wie in der Autobiografie ein Selbstportrait, sondern das Vermitteln eines Epochenbildes. Diese beiden

---

<sup>192</sup> MÜLLER, Günter: *Sammlung autobiographischer Materialien in Österreich*. In: Winkelbauer, Thomas (Hg.): Vom Lebenslauf zur Biographie. Geschichte, Quellen und Probleme der historischen Biographik und Autobiographik. Referate der Tagung „Vom Lebenslauf zur Biographie“ am 26. Oktober 1997 in Horn. Horn/ Waidhofen-Thaya 2004, S.169- 204, hier S. 169.

<sup>193</sup> BRÄNDLE, Fabian/GREYERZ, Kaspar von/HEILIGENSETZER, Loren u. a.: *Texte zwischen Erfahrung und Diskurs. Probleme der Selbstzeugnisforschung*. In: Greyerz, Kaspar von/Medick, Hans/Veit, Patrice (Hg.): Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen (1500- 1850). [Selbstzeugnisse der Neuzeit, Bd.9] Köln/Weimar/Wien 2001, S. 3- 31, hier S. 8.



Arten von Selbstzeugnissen sind allerdings schwer zu trennen, da sie meist als Mischformen auftreten.<sup>194</sup>

Für diese Arbeit werden Selbstzeugnisse verwendet, die vornehmlich den Autobiografien zuzurechnen sind. Dies geschieht, weil Memoiren noch selektiver einen Teil der gesellschaftlichen Realität auswählen, der beschrieben oder kritisiert werden soll. Da im Rahmen dieser Arbeit aber die Konfigurationen der Geschlechtskonstrukte im Zentrum stehen, muss auf Quellen zurückgegriffen werden, die diese Vorauswahl nicht in dem Maße treffen. Denn – wie das vorhandene publizierte wie nicht- veröffentlichte Quellenmaterial zeigte – sind die Geschlechterverhältnisse jener Teil der historischen Realität, die von den AutorInnen als gegeben vorausgesetzt werden. Von den Zeitgenossen werden sie daher meist nicht explizit angesprochen, sie sind also in Memoiren weniger präsent als in Autobiografien; eine Ausnahme hiervon sind freilich die Lebenserinnerungen von AutorInnen die sich mit der Frauenbewegung auseinandersetzten. Aus einem weiteren Grund lassen sich innerhalb einer Autobiografie auch besser Rückschlüsse auf Geschlechterkonstruktionen ziehen: Durch die Einordnung von Äußerungen der AutorInnen über Männlichkeit oder Weiblichkeit in den Gesamtkomplex der Autobiografie lässt sich ihr Stellenwert besser ermitteln, als es mit Memoiren möglich wäre. So lassen sich auch aus dem Nichtvorhandensein des hier zu behandelnden Themas und seiner relativen Belanglosigkeit für das schreibende Ich die entsprechenden Schlüsse ziehen.

Autobiografisches Schreiben ist im deutschsprachigen Raum ein Phänomen der letzten fünf bis sechs Jahrhunderte, bezogen auf breitere Bevölkerungsschichten der letzten zweihundert Jahre. Ein komplexes Zusammenspiel vieler Faktoren im Leben der Menschen und gesellschaftliche Veränderungsprozesse sind ausschlaggebend für das Aufkommen von Autobiografien und anderen Selbstzeugnissen. Die steigende Bedeutung des Individuums und seiner Biografie steht in Zusammenhang mit Erscheinungen wie der Entwicklung des Städtischen Bürgertums, der Ausdifferenzierung von getrennten Sphären wie Öffentlichkeit und Privatheit sowie wachsender gesellschaftlicher Differenzierung und Mobilität. Anders formuliert: Mit der Erfahrung des Verlassens traditioneller Lebensräume, dem Infragestellen gewohnter Positionen und mit der Notwendigkeit, sich in neuen sozialen und kulturellen Milieus als Person behaupten zu müssen, wird die eigene Identität ungewiss. „Diese persönliche Erschütterung und Konfrontation mit anderen Welten und Wertordnungen ist eine wesentliche Voraussetzung, die eigene Person und

---

<sup>194</sup> Zur Typologie von Selbstzeugnissen: HENNING, Eckart: *Selbstzeugnisse*. In: Beck, Friedrich/Henning, Eckart (Hg.): Die archivalischen Quellen. Mit einer Einführung in die Historischen Hilfswissenschaften. Köln/Weimar/Wien 4. Aufl. 2004, S. 121; ENGELBRECHT, Jörg: *Autobiographien, Memoiren*. In: Rusinek, Bernd-A./Ackermann, Volker/Engelbrecht, Jörg (Hg.): Einführung in die Interpretation historischer Quellen. Schwerpunkt: Neuzeit. Paderborn/München/Wien u. a. 1992, S. 61- 80, hier S. 63.

Erfahrungen im Wandel der Zeit reflexiv zu betrachten.“<sup>195</sup> Die grundlegenden Umwälzungsprozesse des 19. Jahrhunderts – wie Industrialisierung, Verstädterung, Aufkommen einer Massenkultur etc. – erklären also die in diesem Jahrhundert deutlich steigende Zahl von Selbstzeugnissen aus den verschiedenen gesellschaftlichen Schichten.

Um 1900 und in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg ist besonders in Deutschland ein zunehmendes Interesse an der Veröffentlichung von Selbstzeugnissen aus dem proletarischen und subproletarischen Milieu festzustellen.<sup>196</sup> Es gibt eher zweifelhafte Publikationen, die wohl auf die Sensationslust eines kleinbürgerlichen Lesepublikums ausgerichtet waren. Des Weiteren gibt es Publikationen von bürgerlich-protestantischer Seite, die die öffentliche Aufklärung über die Lebensverhältnisse von ArbeiterInnen und ihren Familien zum Ziel haben, und zwar mittels der Veröffentlichung von Lebensberichten aus diesem Milieu. Darüber hinaus gibt es auch autobiografische Texte, die im Umfeld der ArbeiterInnenbewegung entstanden. Ihre AutorInnen berichten hauptsächlich darüber, wie sie sich durch den Glauben an sozialistische Werte und das dementsprechende politische Engagement aus den tristen proletarischen Lebensverhältnissen herausarbeiten konnten. Sie waren nicht selten verdiente Mitglieder der Bewegung, die durch auflagenstarke Veröffentlichung ihrer Schriften zum propagandistischen Leitbild stilisiert wurden.

## 7.2 Die autobiografischen Schriften Adelheid Popp – Beispiel für weibliche

### Selbstzeugnisse aus der Arbeiterschaft

Als literarisches Vorbild für proletarische Autobiografien im weiteren Sinne ist etwa die *Lebensbeschreibung und natürliche Ebentheur des armen Mannes im Tockeburg* von Ulrich Bräker (zuerst erschienen 1788) zu sehen, weiters Klassiker der proletarischen Literatur des 19. Jahrhunderts oder die autobiografischen Aufzeichnungen des 1841 geborenen Carl Fischer (*Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters*, veröffentlicht 1903).<sup>197</sup> Die Autobiografik selbst wurde im 19. Jahrhundert lange als „Ausdruck eines bürgerlichen – und ausschließlich männlichen – Individuum konzipiert“<sup>198</sup> und entsprach nicht den weiblichen Lebensumständen, weder denen der bürgerlichen noch der adeligen Frauen. Dennoch haben zahlreiche Frauen eine beachtliche Anzahl von verschiedenartigen autobiografischen Texten verfasst und publiziert, allerdings hauptsächlich aus bürgerlichen Kreisen. Um 1900 kamen dann die ersten Selbstzeugnisse von Arbeiterinnen hinzu. Sie sind Ausdruck der steigenden Bedeutung der ArbeiterInnenbewegung und des gestiegenen öffentlichen Interesses an proletarischen Lebensläufen – „und in diesem

<sup>195</sup> MÜLLER: *Sammlung*, S. 169; dazu auch: HÄMMERLE, Christa: *Nebenpfade? Populäre Selbstzeugnisse des 19. und 20. Jahrhunderts in geschlechtergeschichtlicher Perspektive*. In: Winkelbauer, Thomas (Hg.): *Vom Lebenslauf zur Biographie. Geschichte, Quellen und Probleme der historischen Biographik und Autobiographik*. Referate der Tagung „Vom Lebenslauf zur Biographie“ am 26. Oktober 1997 in Horn. Horn/ Waidhofen-Thaya 2004, S.135- 168, hier S. 141.

<sup>196</sup> Vgl.: MÜLLER: *Sammlung*, S.170.

<sup>197</sup> Vgl.: ENGELBRECHT: *Autobiographien*, S. 67f.

<sup>198</sup> HÄMMERLE: *Nebenpfade?* S.145.

Kontext im Vergleich zu männlichen Autoren solcher Publikationen gewiß als singuläre Erscheinungen zu werten, was mit der gesellschaftlichen Geschlechterhierarchie zu begründen wäre.“<sup>199</sup>

Für Autobiografien von Arbeiterinnen fungierte als ganz konkretes, Maßstäbe setzendes Vorbild ein 1895 edierter Text Emma Adlers aus Berlin *Buch der Jugend. Für die Kinder des Proletariats* und Anna Altmanns *Aus dem Leben eines Proletarierkindes*. Struktur ebenso wie Inhalt dieser Texte bildeten das Modell für das viel gelesene, 1909 von August Bebel zuerst anonym herausgegebene Buch *Die Jugendgeschichte einer Arbeiterin* von Adelheid Popp. Sie beeinflusste wiederum maßgeblich das 1912 herausgegebene *Gedenkbuch* mit 18 lebensgeschichtlichen Beiträgen von Vorkämpferinnen der österreichischen ArbeiterInnenbewegung. Hier beschreiben bürgerliche und proletarische Sozialistinnen gleichermaßen ihr Leben vor und nach ihrer „Bekehrung“ zum Sozialismus. Die Zahl der Selbstzeugnisse proletarischer Frauen blieb ansonsten sehr gering, was den vorhandenen Exemplaren eine umso höhere Bedeutung zuweist.

Im Vergleich zu sozialdemokratischen Arbeitern „haben sich die Frauen nur sehr wenig und sporadisch geäußert“.<sup>200</sup> Gründe dafür sind in den sehr beschränkten Bildungsmöglichkeiten für Frauen zu finden. Die Geschlechterhierarchie, die sowohl gesamtgesellschaftlich wie auch innerhalb der sozialdemokratischen Bewegung vorherrschend war, mag ihr Übriges dazu beigetragen haben. Dies hat selbstverständlich Auswirkungen auf die Konzeption der vorliegenden Arbeit: Es gibt – ob publiziert oder unveröffentlicht – keine zugänglichen Autobiografien von Frauen aus dem proletarischen Milieu, die sich in den Rahmen dieser Untersuchung einfügen. So kann für diese Arbeit nur auf Texte von Frauen zurückgegriffen werden, die der sozialdemokratischen Bewegung zuzurechnen sind. Dabei erweisen sich Adelheid Pops Lebenserinnerungen als die einzigen, die umfangreich genug für eine aussagekräftige Analyse sind. Die autobiografischen Schriften Pops bieten sich zudem an, weil sie als typisch für das Genre der Arbeiterautobiografie zu sehen sind<sup>201</sup> und darüber hinaus, weil sie als Feministin gerade jene Aspekte anspricht, die von anderen ZeitgenossInnen nicht als kritisch oder der Niederschrift wert empfunden wurden.

Ihre Schriften – die Autobiografie *Die Jugendgeschichte einer Arbeiterin* wie auch die ergänzenden, eher memoirenhaften *Erinnerungen. Aus meinen Kindheits- und Mädchenjahren* (erschieden 1915) – waren von wichtiger Bedeutung für die ArbeiterInnenbewegung.<sup>202</sup> Die *Jugendgeschichte* hatte einen enormen Erfolg, allein bis 1930 erschien sie in 16 Auflagen und wurde in mehrere Sprachen

<sup>199</sup> HÄMMERLE: *Nebenpfade?* S.145.

<sup>200</sup> GENTH, Renate: *Zeugnisse aus der frühen sozialdemokratischen Arbeiterinnenbewegung*. In: Österreichische Gesellschaft für Kulturpolitik (Hg.): *Arbeiterdichtung. Analysen – Bekenntnisse – Dokumentationen*. Wuppertal 1973, S. 47-64, hier S. 47.

<sup>201</sup> Vgl.: WITTE, Bernd: *Arbeiterautobiografien*. In: Österreichische Gesellschaft für Kulturpolitik (Hg.): *Arbeiterdichtung. Analysen – Bekenntnisse – Dokumentationen*. Wuppertal 1973, S. 37- 46, hier S. 42.

<sup>202</sup> Vgl.: MÜNCHOW, Ursula: *Frühe deutsche Arbeiterbiographie*. Berlin 1973, S. 33.

übersetzt. Mit ihrem nicht allzu großen Umfang von rund 100 Seiten und einem erschwinglichen Preis für die broschiierte Ausgabe war sie die erste proletarische Autobiografie, die für ein proletarisches Lesepublikum geschrieben war und von diesem auch in größerem Umfang gelesen wurde.<sup>203</sup>

Beide Werke dienten agitatorischen und propagandistischen Zwecken und sollten am Beispiel einer proletarischen Frau demonstrieren, wie sich Angehörige des Proletariats mittels sozialistischer Bildung und Parteiarbeit aus elenden Verhältnissen befreien könnten. Darüber hinaus sollten sie auch den bürgerlichen Kreisen die triste Lebensrealität der ArbeiterInnen vor Augen führen und insbesondere die Problematik der „Frauenfrage“ thematisieren. Ziel und Zweck der autobiografischen Schriften als Mittel des „Klassenkampfes“ sind somit klar: Sie stellten eine sozialistische Bekenntnisschrift dar. Insofern sind sie nicht exemplarisch für das Proletariat als solches, weil der Autorin durch ihre politische Aktivität und schriftstellerische Tätigkeit ein sozialer Aufstieg gelang, der den meisten Menschen aus dieser Schicht verwehrt bleiben musste. Das bedeutet aber nicht, dass sie für die Frage nach Männlichkeitskonstruktionen in der Arbeiterschaft nicht in Frage kommt. Ganz im Gegenteil, gerade weil sie die „Frauenfrage“ thematisiert, lässt ihr Text Schlüsse auf Geschlechterkonstruktionen zu. Und die Lebensrealität im proletarischen Milieu war auch gelebte Realität von Adelheid Popp.

Adelheid Popp wird 1869 bei Wien als 15. Kind einer Weberfamilie geboren und stammt aus ärmlichen Verhältnissen. Ihr Vater ist Alkoholiker, er stirbt früh und überlässt die Sorge um die Familie der Mutter. Popp kann die Volksschule nur drei Jahre besuchen, ehe sie selbst ab dem zehnten Lebensjahr zum Familieneinkommen beitragen muss. Das Interesse der Mutter gilt vor allem der Unterbringung der Kinder in Lohnarbeit. Mit 17 lernt Adelheid Popp die sozialdemokratische Arbeiterbewegung kennen und beginnt sich politisch zu bilden und aktiv zu werden. Sie heiratet den Funktionär Julius Popp und beginnt zu schreiben; die Rechtschreibung bringt sie sich selbst bei. Ab 1892 ist sie Mitbegründerin und Leiterin der Arbeiterinnen-Zeitung, in der sie diese für den revolutionären Kampf zu gewinnen sucht. Sie pflegt gute Kontakte zu Friedrich Engels und August Bebel. Aufgrund ihrer politischen Aktivität kommt sie mehrmals in Konflikt mit der Staatsgewalt. Im Jahr 1902 wirkt sie mit an der Gründung des „Vereins sozialdemokratischer Frauen und Mädchen“, 1918 wird sie in den Parteivorstand und den Wiener Gemeinderat gewählt, dem sie bis 1932 angehört. Von 1919 bis 1934 ist sie als österreichische Parlamentsabgeordnete tätig und wird Vorsitzende des Internationalen Frauenkomitees (als Nachfolgerin von Clara Zetkin). Sie stirbt am 7. März 1939 in Wien.

---

<sup>203</sup> Vgl.: HEINRITZ, Charlotte: *Auf ungebahnten Wegen. Frauenautobiographien um 1900*. Königstein-Taunus 2000, S. 269.

Konstituierend für die innere Form ihrer Selbstbiographie ist der soziale Aufstieg von der Arbeiterin zur Funktionärin – wie auch bei anderen publizierten Selbstzeugnissen sozialdemokratischer AutorInnen vor dem Ersten Weltkrieg – womit sie sich dem Vorbild des Bildungsromans annähert, nur dass das Resultat nicht der rundum gebildete Mensch ist. Statt dessen wird der sozialistische, klassenbewusste Mensch als Ideal präsentiert.<sup>204</sup>

Da Popp für die Rechte der Frauen kämpft, spricht sie unumwunden von der „Abhängigkeit der Frau in der heutigen Gesellschaftsordnung“<sup>205</sup> und sieht sie als „Sklavin die in doppelter Eigenschaft als Marktware verhandelt wird, als Lustobjekt und als Ausbeutungsobjekt“<sup>206</sup>. Damit ist die offizielle Linie der proletarischen Frauenbewegung wiedergegeben. Popp sagt in ihren Lebenserinnerungen über die vergangenen und vorherrschenden Zustände in der Gesellschaft, bezogen auf das Geschlechterverhältnis, im Wesentlichen das Gleiche wie August Bebel oder Friedrich Engels. Ebenso sieht sie den Sozialismus als Lösung der gesellschaftlichen Probleme an und argumentiert, dass sich der Sozialismus nur mit der Befreiung der Frau verwirklichen lasse.

„Das weibliche Geschlecht kann nicht unfrei, rechtlos, minder gewertet bleiben, wenn der Sozialismus seinen Siegeszug antreten soll, denn vom Sozialismus erhoffen und erwarten alle, die an ihn glauben, die Sprengung aller Fesseln, unter deren Druck sie jetzt leiden.“<sup>207</sup>

Damit kritisiert sie auch die Sozialdemokraten selbst, die die „Frauenfrage“ lange ignorierten und Frauen keinerlei Mitspracherecht zugestanden. Die Beziehung zwischen Männern und Frauen war also gesamtgesellschaftlich wie innerhalb des proletarischen Milieus durch männliche Dominanz und weibliche Unterordnung geprägt.

Wie sehr Popp in diesem Milieu als politisch engagierte Frau auffiel, erwähnt sie in einigen Passagen ihrer Erinnerungen. Dabei fällt besonders auf, dass politisches Engagement und die Politik an sich zunächst auch von ihr als Männerdomäne betrachtet wurden, womit sie offensichtlich die Meinung ihres Umfeldes teilte:

„Von der Frauenfrage hatte ich immernoch keine Ahnung. Darüber stand nichts in der Zeitung und eine andere Presse als die sozialdemokratische las ich nicht mehr. Ich kannte auch keine Frau, die sich für Politik interessiert hätte. Ich galt als Ausnahme und betrachtete mich selbst als eine. Die soziale Frage, wie ich sie damals verstand, hielt ich für eine Männerfrage und ebenso die Politik.“<sup>208</sup>

Über die ersten sozialdemokratischen Versammlungen, an denen sie teilnahm, berichtet sie in ambivalenter Weise. Einerseits bestätigen sich die Geschlechterstereotypen, andererseits werden aber auch ihre bisherigen Überzeugungen durch die Ideologie der Arbeiterbewegung verändert.

<sup>204</sup> Vgl.: WITTE, Bernd: „Sozialistische“ Prosaliteratur bis zum Ersten Weltkrieg. In: Stieg, Gerald/Witte, Bernd: Abriss einer Geschichte der deutschen Arbeiterliteratur. Stuttgart 1973, S. 49- 63, hier S. 59.

<sup>205</sup> POPP, Adelheid: *Erinnerungen. Aus meinen Kindheits- und Mädchenjahren*. Neudruck der 1915 erschienenen 1. Auflage, Berlin/Bonn 1983, S. 205.

<sup>206</sup> POPP: *Die Jugendgeschichte*, S. 76.

<sup>207</sup> POPP: *Erinnerungen*, S. 217.

<sup>208</sup> POPP, Adelheid: *Die Jugendgeschichte einer Arbeiterin*. Neudruck der 1922 erschienenen 4. Auflage, Berlin/Bonn 1983, S. 76f.

„Ich war das einzige weibliche Wesen im Saale und alle Blicke richteten sich erstaunt auf mich, als wir uns durchdrängten. .... Die zweite Versammlung besuchte ich am Weihnachtstag; dort waren außer mir noch zwei Frauen anwesend. ... Aber noch wagte ich kein Wort, ich hatte nicht einmal den Mut, Beifall zu spenden. Das hielt ich für unweiblich und das Recht der Männer. Auch wurde in der Versammlung nur für Männer gesprochen. Keiner der Redner wendete sich auch an die Frauen, die allerdings nur sehr vereinzelt anwesend waren.“<sup>209</sup>

Dass sie Politik für eine Männersache hält, und es anfangs nicht einmal wagt, Beifall zu klatschen, also ihre Meinung zu artikulieren, zeigt, – zusammen mit ihrem Status als Exotin – wie tief die Vorstellung der Trennung der Sphären auch im Arbeitermilieu verankert war; den Männern war die Öffentlichkeit vorbehalten, den Frauen Haushalt und das Private. Das essentialistische, asymmetrische Geschlechterverständnis der Aufklärung hatte also auch im proletarischen Milieu seine volle Wirkung entfaltet. Aber die Lebensumstände der proletarischen Bevölkerung, unter denen auch Popp zu leiden hat, bringen sie dazu, unter dem Einfluss von sozialistischen Gedanken rasch ihre Meinung zu ändern und sich für Arbeiter- und Frauenrechte einzusetzen. Bei ihrer politischen Aktivität wird ihr die selbe Anerkennung zu Teil wie den politisch aktiven Männern:

„Als das politische Leben noch nicht so weite Kreise umfaßte wie jetzt, kam es viel häufiger vor, daß einzelne Wortführer über alle Maßen bewundert wurden; Frauen ebenso sehr wie Männer ... . Natürlich bewunderte man dann, wie es ja auch heute der Fall ist, in der Frau den *männlichen* Geist, die *männliche* Energie und die *männliche* Tatkraft. ... ‚Sie ist wie ein Mann‘, war allgemein die Redensart für anerkannte weibliche Leistungen auf politischem Gebiet.“<sup>210</sup>

Frauen, die ihre traditionelle Rolle verlassen, werden als „männlich“ angesehen, weil sie sich eben nicht „typisch“ weiblich sind. Neben den in obigem Zitat deutlich zum Ausdruck kommenden essentialistischen Geschlechtscharakterzuweisungen (Geist, Energie, Tatkraft als männliche Attribute) schwingt noch etwas anderes mit: die scharfe Abgrenzung nach außen. Sobald eine Frau sich nicht stereotyp- weiblich verhält, sind ihr Verhalten und ihre Eigenschaften männlich. Die Trennlinie zwischen Mann und Frau ist eindeutig, ein Überschreiten dieser Grenze durch ein Individuum führt nicht dazu, dass diese Grenze – was durchaus logisch wäre – angezweifelt wird, sondern dass dem Individuum eben die Qualitäten des anderen Geschlechts zugebilligt werden. Durch einen Sonderstatus wird dies ermöglicht.

Das Vorherrschen eines essentialistischen Geschlechterbildes wird in Adelheid Popp's Aufzeichnungen deutlich beschrieben. Von diesem war sie zunächst auch geprägt, wie sie zugibt, doch sie ändert ihre Meinung, indem sie selbst politisch aktiv wird. Allerdings kann sie sich von diesem Geschlechterbild nicht so vollständig lösen, wie es den Anschein haben mag. Auch sie geht von grundlegenden Unterschieden bei Mann und Frau aus:

<sup>209</sup> POPP: *Die Jugendgeschichte*, S. 80f.

<sup>210</sup> POPP: *Erinnerungen*, S. 115.

„Vielleicht liegt es in der Natur der Frauen größere Beständigkeit, vielleicht sind sie treuer veranlagt, ganz unabhängig von ihrer wirtschaftlichen Stellung. Denn die Erfahrung lehrt, daß die Frauen selbst dann um den Gatten kämpfen, wenn sie sich in gar keine Abhängigkeit von ihm befinden.“<sup>211</sup> „Das ist die Eigenart der Frau: Aufopferungssfähigkeit und Unterordnung.“<sup>212</sup>

Sie spricht an keiner Stelle ihrer Lebenserinnerungen von der „natürlichen“ Aufgabe der Frau, sich um Haushalt und Kindererziehung zu kümmern. Ganz im Gegenteil, sie kritisiert, die Gesellschaft erwarte dies von Frauen, selbst wenn sie berufstätig sind. Allerdings bringt sie auch keine Alternative zu dieser Sichtweise ins Spiel, etwa die Notwendigkeit einer staatlichen Kindererziehung. Wie die Mutterrolle für die Frau, so ist auch die Vaterrolle des Mannes etwas Selbstverständliches. Kindererziehung und Haushalt bleiben aber auch für Popp Frauensache, ihre Verbesserungsvorschläge beschränken sich auf Großküchen, die den Frauen einen Teil der Arbeit abnehmen sollten oder modern eingerichtete Wohnungen mit dem gleichen Effekt. Folglich teilt sie mit Bebel und Engels nicht nur das Engagement für die „Frauenfrage“ und die Emanzipation der Arbeiterinnen, sondern in gewissen Teilen ein immer noch im Essentialismus verhaftetes Geschlechterbild.

Ein weiteres Element der hegemonialen Männlichkeit stellt Popp als charakteristisch für die gesamte Gesellschaft und das proletarische Milieu dar: die Militarisierung des Mannes.

„Zum erstenmal hörte ich hier vom sozialdemokratischen Standpunkt über den *Militarismus* reden. Und wieder fiel ein Teil meiner früheren Anschauungen in Trümmer. Bis dahin hatte ich den Militarismus als etwas Selbstverständliches und Unentbehrliches angesehen. Daß meine Brüder des ‚Kaisers Rock‘ getragen, hatte mich mit Stolz erfüllt und der wäre mir nicht als rechter Mann erschienen, der diese patriotische Pflicht nicht erfüllt hätte. Wenn ich mir in meinen Mädchenträumen einen Mann vorstellte, der mein Gatte werden würde, dann gehörte auch die militärische Tauglichkeit zu den Eigenschaften, die er hätte besitzen müssen.“<sup>213</sup>

Ein Mann wird also erst durch den Militärdienst zum Mann und muss auch die körperlichen Voraussetzungen dafür mitbringen, um als Mann anerkannt zu werden (die entsprechende Tauglichkeit).

Insgesamt finden sich in den autobiografischen Schriften von Adelheid Popp also verschiedene Merkmale, die auf ein hegemoniales Männlichkeitsbild innerhalb des proletarischen Milieus schließen lassen. Aus ihnen geht hervor, dass ein essentialistisches Geschlechterverständnis in der Arbeiterschaft vorherrschend war, und dass die Beziehung zwischen den Geschlechtern gesamtgesellschaftlich wie milieuspezifisch durch eine klare Hierarchie strukturiert wurde. Die Grenze zwischen den Geschlechtern wurde äußerst deutlich gezogen, die Vaterrolle des Arbeiters war selbstverständlich – und die Militarisierung des Mannes als weiteres, besonders wichtiges Charakteristikum der hegemonialen Männlichkeit kommt auch hier zum Tragen.

---

<sup>211</sup> POPP: *Erinnerungen*, S. 207.

<sup>212</sup> POPP: *Erinnerungen*, S. 217.

<sup>213</sup> POPP: *Die Jugendgeschichte*, S. 81.

### 7.3 Autobiografien von Männern

#### 7.3.1 Albert Sever – Lebenserinnerungen eines sozialdemokratischen Parteifunktionärs

Als Pendant zu Adelheid Popp ist die Autobiografie von Albert Sever zu sehen. Der Vergleich beider Autobiografien ist aufschlussreich, denn hier treffen ganz andere Anschauungsweisen und Einstellungen aufeinander – auch wenn beide in der selben politischen Bewegung aktiv waren. Die Autobiografie mit dem Titel *Albert Sever. Ein Mann aus dem Volk. Selbstbiographie*<sup>214</sup> erschien 1957 im Verlag der Landesorganisation Wien der SPÖ. Sie wurde von Severs Parteigenossen Adolf Schärf herausgegeben. Sever selbst schrieb die Autobiografie kurz vor seinem Tod noch unter dem Eindruck andauernder politischen Verfolgung. Seine Aufzeichnungen schließen in tiefer Resignation ob der politischen Verhältnisse. Er verfasste sie offensichtlich, um die politischen Vorgänge aus seiner Sicht zu erklären und um sie einem größeren Kreis von SozialdemokratInnen zugänglich zu machen. Zu diesem Zweck übergab er seine Autobiografie kurz vor seinem Tod dem Herausgeber Adolf Schärf. Dieser nimmt für sich in Anspruch, keine inhaltlichen oder stilistischen Veränderungen oder Kürzungen vorgenommen zu haben. Lediglich die ausführlichen Angaben über ärztliche Befunde wurden von ihm gekürzt und an einigen Stellen zum Verständnis nötige, erklärende Anmerkungen hinzugefügt (die als solche erkennbar sind).<sup>215</sup>

Albert Sever wird 1867 als eines von fünf Kindern in Agram (bei Zagreb) in Kroatien geboren. Der Vater ist Staatsbeamter aus Kroatien, die Familie der Mutter stammt aus Danzig. Nach dem frühen Tod des Vaters übersiedelt die Mutter mit den Kindern 1876 nach Wien. Die Witwenrente reicht nicht für den Lebensunterhalt der Familie, die in ärmlichen Verhältnissen leben muss. Zunächst erlernt der junge Sever das Fleischhauer- und Selchergewerbe und arbeitet später in einer Buntpapierfabrik, muss sich und die Familie auch mit Gelegenheitsarbeit über Wasser halten. Hier kommt er in ersten Kontakt mit der ArbeiterInnenbewegung. Nach verkürztem Militärdienst beginnt er 1888, sich stark für diese politische Bewegung zu engagieren und startet seine politische Laufbahn. 1908 wird er in den niederösterreichischen Landtag, 1911 in den Reichstag gewählt, 1913 übernimmt er die Funktion des Bezirksobmanns der Ottakringer Sozialdemokraten, der zum damaligen Zeitpunkt stärksten Parteiorganisation Wiens. In den Jahren 1919-20 ist Sever Mitglied der Konstituierenden Nationalversammlung, 1920-34 Abgeordneter zum Nationalrat und 1919-21 Landeshauptmann von Niederösterreich. In dieser Zeit erlässt Sever eine Verordnung für die Dispens von Ehen (Geschiedene konnten wieder

<sup>214</sup> SEVER, Albert: *Albert Sever. Ein Mann aus dem Volk. Selbstbiographie. Vorwort von Dr. Adolf Schärf*. Wien 1957.

<sup>215</sup> Siehe: SCHÄRF, Adolf: *Vorwort*. In: Sever, Albert: *Albert Sever. Ein Mann aus dem Volk. Selbstbiographie. Vorwort von Dr. Adolf Schärf*. Wien 1957, S. 3- 5, hier S. 5.



heiraten). Am 13. Februar 1934 wird Albert Severs Frau Ida bei der Beschießung des Ottakringer Arbeiterheimes getötet, er selbst wird verhaftet. Danach ist Albert Sever ein gebrochener Mann, der das Ende des Faschismus nicht mehr erleben sollte. Er stirbt 1942 in Wien.

Der Vergleich beider Autobiografien zeigt, dass gerade die von Popp kritisierte Haltung ihrer Parteigenossen zur „Frauenfrage“ in den Lebenserinnerungen von Albert Sever zum Ausdruck gebracht wird. Sever berichtet, neben der Schilderung seiner schweren Kindheit und Jugend und den prekären Ausbildungs- und Arbeitsverhältnissen seiner Zeit in Wien, fast ausschließlich über Politik, das politische Klima und seine Parteiarbeit. Er äußert sich nicht zur „Frauenfrage“. Frauen spielen in seiner Autobiografie eine nur marginale Rolle. Bis auf die Schilderung der Ereignisse um den tragischen Tod seiner Ehefrau werden sie selten erwähnt. Eine dieser raren Textpassagen ist die Schilderung der Situation der sozialdemokratischen Partei während des Ersten Weltkrieges. Viele der „Genossen“ sind eingerückt, weshalb die Frauen ihre Aufgaben übernehmen:

„Es war eine kritische Situation für die Organisation. Da waren es die Frauen, die mitgeholfen haben, die Organisation aufrechtzuerhalten. Immer mehr und mehr von unseren Vertrauensmännern mussten einrücken, und immer wieder waren es die Frauen, die für die Männer in den Sektionen einsprangen.“<sup>216</sup>

Ansonsten ist ihm die Mitarbeit von Frauen keiner Erwähnung wert, auch nicht in Hinblick auf die „Frauenfrage“. Es scheint ihm zwar selbstverständlich zu sein, dass die Frauen der „Genossen“ sich in der Notlage während des Krieges an der politischen Arbeit beteiligen. Diese Notwendigkeit zur Mitarbeit ist aber nur gegeben, weil keine Männer verfügbar sind, die die entsprechenden Funktionen wahrnehmen könnten. Ihr Engagement ist eine Frage der Solidarität, aber sie springen eben nur ein. Das Engagement in der Partei scheint eigentlich den Männern vorbehalten zu sein. In Severs Darstellung, die ja hauptsächlich von seiner politischen Aktivität handeln, ist immer nur die Rede von „Genossen“, nicht von „Genossinnen“.

Auch zum Frauenwahlrecht äußert er sich nicht, weder zu dessen Notwendigkeit, noch gibt er eine (positive) Wertung oder dergleichen ab. Er beschränkt sich auf einen Satz: „Der provisorische Nationalrat hatte das Wahlrecht auch auf Frauen erweitert.“<sup>217</sup> Vorher beschreibt Sever, ein Hauptziel des politischen Kampfes sei die Einführung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrecht gewesen, was endlich erreicht wurde:

„1906 war die Wahlreform fertiggestellt. 1907 wurde zum erstenmal nach dem allgemeinen, gleichen, direkten Wahlrecht gewählt. Die Sozialdemokratie hat in allen Provinzen schöne Erfolge erzielt. Die Arbeiterschaft zeigte, daß sie politisch reif war, im Staate mitzureden.“<sup>218</sup>

An dieser Wahl durften aber nur Männer teilnehmen. Das Wahlrecht war folglich nicht allgemein und gleich. Obwohl die Forderung nach dem Frauenwahlrecht seit dem Brünner Parteitag 1891

---

<sup>216</sup> SEVER: *Albert Sever*, S. 24.

<sup>217</sup> SEVER: *Albert Sever*, S. 32.

<sup>218</sup> SEVER: *Albert Sever*, S. 18.

Teil des Programms der Partei war, ist das Wahlrecht für Albert Sever ganz selbstverständlich ein Männerwahlrecht. Das Frauenwahlrecht, erst 1918 eingeführt, ist ihm nur einen beiläufigen Satz wert. Diese ignorante Haltung gegenüber der politischen Partizipation von Frauen teilt er mit der Mehrheit seiner Parteigenossen. Stellvertretend für die gesamte Struktur der sozialdemokratischen Partei, kommt hier zum Vorschein, wie Mechanismen der Machtverteilung wirksam werden, die Connell mit dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit charakterisiert: Männliche Hegemonie und weibliche Unterordnung, sowie Profit durch Komplizenschaft. Weil Frauen – in Severs Erinnerungen – in der Partei abwesend sind, tritt zu Tage, wie wenig die Forderungen nach der Gleichberechtigung der Frau, formuliert von Vordenkern wie Engels oder Bebel, in das politische Denken und Bewusstsein aufgenommen wurden, selbst auf der Ebene wichtiger Funktionsträger der ArbeiterInnenbewegung. Diese Absenz von Frauen belegt überdies, wie ein bestimmtes, essentialistisches Geschlechterbild auch hier seine Wirksamkeit entfaltete. Denn Politik ist für Sever so selbstverständlich eine Männersache, dass er Frauen schlicht und einfach außen vor lässt.

Mit dem Ausblenden von Frauen aus der persönlichen Autobiografie stellt Albert Sever indessen keine Ausnahme dar. Vergleichbare autobiografische Schriften, etwa von Leopold Kunschak und Alfons Petzold<sup>219</sup>, weisen das gleiche Verdrängungsmuster auf: Erwähnt wird die Mutter oder die Ehefrau, aber sie haben keine essentielle Bedeutung für Lebenslauf und Werdegang des Verfassers. Kuno Trüb hat aufgrund seiner Erfahrungen mit lebensgeschichtlichen Interviews einige interessante Anmerkungen zu der „merkwürdigen Absenz der Frauen in männlichen Lebensgeschichten“ gemacht. Er meint, in jeder Klassenherrschaft gäbe es Verfahren zur Auslöschung von Erinnerungen, die einer Revision wert seien. Diese existierten nicht nur in der „männerdominierten“ Geschichtsschreibung (deshalb die Forderung der Frauenbewegung, Frauen in der Geschichte „sichtbar zu machen“), sondern auch in Autobiografien von Männern.

„Denn mit der ‚grossen‘ Geschichte teilt die Lebensgeschichte des ‚kleinen Mannes‘ ein wesentliches Element: die Ausblendung der weiblichen Hälfte der Welt. Männer konstruieren sich ihre Geschichte um andere Männer herum, unter möglicher Vermeidung der Abstützung auf Frauen. Die Männerwelten, welche so in Oral- History- Interviews erschaffen werden, sind wohl eine Fiktion, eine Fiktion aber, die insofern durchaus ‚sinnvoll‘ ist, als sie der Wahrung männlicher Weltanschauung dient: Die Ausblendung von Frauen aus der eigenen Geschichte ist ein Verleugnen tatsächlicher Macht von Frauen, gleichzeitig aber ein Instrument zu ihrer tatsächlichen Entmachtung. Wenn das Schweigen über Frauen ihrer gesellschaftlichen Unterordnung dient, dann heisst das Sprechen über Männer auf der anderen Seite, Männern als Männer mehr Bedeutung zu verleihen. Es findet darin eine ‚Verbrüderung‘ oder ‚Kameradschaft‘ unter Männern statt, die über andere soziale Schranken hinaus

---

<sup>219</sup> Biografische Daten von Kunschak und Petzold befinden sich im Anhang.

(beispielsweise schichtübergreifend) wirkt und nicht nur Machtsicherung und Machtteilhabe impliziert, sondern auch Akzeptanz und Unterwerfung unter die männliche Hierarchie.“<sup>220</sup>

Diese Beobachtung über Oral- History- Interviews lässt sich auch auf autobiografische Schriften übertragen. Durch die Absenz von Frauen in den persönlichen Lebenserinnerungen von Männern wiederholen sich die gesellschaftlichen Machtstrukturen von männlicher Dominanz und weiblicher Unterordnung sowie männlichem Profit durch Komplizenschaft, die Teil des strukturellen Hintergrunds hegemonialer Männlichkeit sind.

Die Abwesenheit von Frauen in Severs Lebenserinnerungen bezieht sich auch auf seine Ehefrau. Abgesehen von den Ereignissen um ihren gewaltsamen Tod im Zusammenhang mit den Februarkämpfen 1934 erwähnt er sie nur zwei Mal. Einmal hinsichtlich seiner Heirat: „Am 24. November 1894 heiratete ich meine langjährige Braut Ida Kirchberger; ich habe es nie bereut, ich habe eine treue Kameradin gewonnen“<sup>221</sup>, und einmal in Bezug auf sein Privatleben: „Von einem Familienleben war gar keine Idee. Ich habe nur das Glück gehabt, eine Frau zu haben, die es verstanden hat, daß ein Politiker nicht zu Hause sitzen kann.“<sup>222</sup> Schilderungen über sein Privatleben nehmen in Severs Autobiografie zwar nahezu keinen Raum ein, da er mit der Niederschrift seiner Lebenserinnerungen seinen politischen Werdegang erklären möchte. Allerdings zeigt der eine Satz, den er seiner Eheschließung widmet, aber auch, wie selbstverständlich die Heirat und die Beschränkung der Frau auf die „Sphäre des Privaten“ für ihn ist. Die Aufgabe seiner Frau ist es nämlich, ihn in seiner beruflichen, politischen Tätigkeit zu unterstützen. Sie hält ihm den Rücken frei, hat Verständnis für seine zeitraubende Tätigkeit und stellt die eigenen Ansprüche an ein Familienleben zurück. Das macht sie zu seiner „Kameradin“, entspricht somit aber auch einem essentialistischen Geschlechterverständnis.

Ebenfalls selbstverständlich ist es für ihn, sich „ein eigenes Heim zu schaffen.“<sup>223</sup> Erst als er 1894 eine besser bezahlte Stelle als „Privatbeamter“ in einer Krankenkasse bekommt, ist es ihm laut seiner Darstellung möglich, zu heiraten. Die Heirat und die Schaffung eines eigenen Haushalts ist offensichtlich erst mit einem ausreichenden Gehalt des Mannes realisierbar. Damit folgt sein Lebensentwurf eben dem bürgerlichen Ideal des Familienernährers – was aber nicht zwangsweise so sein müsste, denn die Berufstätigkeit beider Ehepartner war seinerzeit durchaus üblich im proletarischen Milieu. Diese Selbstverständlichkeit in der Auffassung der Geschlechterrollen steht zwar im Widerspruch zum theoretischen Hintergrund des sozialistischen Denkens, findet sich aber in der Darstellung seines Lebens ebenso wie in den Arbeiterliedern oder dem Bildprogramm der Manifestschriften, die Männern und Frauen klar umrissene

---

<sup>220</sup> TRÜEB, Kuno: *Von der merkwürdigen Absenz der Frauen in männlichen Lebensgeschichten*. In: Spuhler, Gregor u. a. (Hg.): *Vielstimmiges Gedächtnis. Beiträge zur Oral History*. Zürich 1994, S. 79- 94, hier S. 88.

<sup>221</sup> SEVER: *Albert Sever*, S. 15.

<sup>222</sup> SEVER: *Albert Sever*, S. 33.

<sup>223</sup> SEVER: *Albert Sever*, S. 15.

Tätigkeitsfelder und einen bestimmten Platz in der gesellschaftlichen Hierarchie zuwiesen. Belege für andere Punkte des Eingangs vorgestellten Fragenkataloges zur hegemonialen Männlichkeit, wie beispielsweise die Propagierung eines männlichen Idealkörpers, finden sich in Severs Schrift nicht. Jedoch ist das beredete Schweigen über Geschlechterkonstruktionen und damit im Zusammenhang stehende Konflikte ein deutlicher Hinweis auf die Gültigkeit des hegemonialen Männlichkeitsmodells für die Arbeiterschaft.

Der Unterschied zur Autobiografie Adelheid Popp tritt deutlich hervor, denn die Emanzipation der Arbeiterinnen liegt nicht in seinem Interessenspektrum und findet in seinen Erinnerungen für die Nachwelt keinen Platz. Auch schreiben beide aus unterschiedlichen Beweggründen. Popp schreibt mit dem Ziel der politischen Agitation, Severs Absicht ist die persönliche Rechtfertigung, die Darstellung des politischen Aufstiegs der Sozialdemokratie und der politischen Situationen zur Zeit des Austrofaschismus. Dieses Ansinnen erklärt das Ausblenden seines Privatlebens in der Darstellung. Wie auch bei Popp tritt es zurück zugunsten der politischen Botschaft. Dadurch hingegen erklärt sich das Ignorieren der Arbeiterinnenbewegung nicht, denn die politische Gleichberechtigung von Frauen war laut der offiziellen Parteilinie ein Thema auf der politischen Agenda, das zumindest hätte erwähnt werden können. Sever kritisiert im Gegensatz zu Popp das Geschlechterverhältnis nicht, er übernimmt und lebt in diesem Punkt Konventionen und Normen innerhalb des Konzepts der hegemonialen Männlichkeit. Gemeinsam ist den Selbstzeugnissen beider jedoch, dass sie – von unterschiedlichen Standpunkten aus – männliche Hegemonie und ein essentialistisches Geschlechterverständnis innerhalb der Arbeiterschaft belegen, und dass dies innerhalb des proletarischen Milieus gelebte Realität war, die einen Teil des Leitbilds der hegemonialen Männlichkeit ausmacht.

### **7.3.2 Selbstzeugnisse von Arbeitern**

Der „gewöhnliche Arbeiter“ ist durch Quellen schwerer zu fassen. Dies gilt in besonderem Maße für Selbstzeugnisse. In der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“ an der Universität Wien finden sich einige wenige Autobiografien von Männern, die die Voraussetzungen erfüllen, um für die vorliegende Untersuchung verwendet werden zu können. Das heißt, die Verfasser der Selbstzeugnisse haben im Zeitraum zwischen 1880 und 1914 das Erwachsenenalter erreicht, waren mehrere Jahre berufstätig, und zwar in abhängiger Lohnarbeit, haben in Verhältnissen gelebt, die als „proletarisch“ bezeichnet werden können und hielten sich die meiste Zeit ihres Erwerbslebens in Wien auf. Bezeichnenderweise stellt die überwiegende Mehrheit von männlichen Autobiografien der „Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen“, deren Verfasser in proletarischen Verhältnissen lebten, Aufsteigergeschichten

dar. Offensichtlich hat der soziale Aufstieg vom Arbeiter zum Kleinbürger (z.B. als selbstständiger Handwerker oder durch Verbeamtung) bei den Verfassern erst das Bedürfnis geweckt, die eigenen Lebenserinnerungen aufzuzeichnen. So wird den Nachkommen nicht nur der Wert des sozialen Aufstiegs vermittelt, der Autor bekommt desgleichen Gelegenheit, Rechenschaft abzulegen. Im Übrigen erfordert das Verfassen eines umfangreicheren Textes wie einer Autobiografie schon etwas fortgeschrittenere Schreibfertigkeiten. Dass gerade diejenigen Personen aus dem proletarischen Milieu, denen der soziale Aufstieg gelang, über diese Fähigkeit verfügten, ist schlüssig. Mit dem Verfassen einer Autobiografie und dem Ernstnehmen der eigenen Individualität wird darüber hinaus eine Partizipation an bürgerlichen Lebensformen praktiziert. Politische Motivationen wie bei Adelheid Popp oder Albert Sever sind dabei weitgehend auszuschließen. Die Beweggründe sind, soweit sie dargelegt werden, den Kindern oder Enkeln das eigene Leben näher bringen zu wollen und ihnen gute Ratschläge oder Lebensweisheiten mit auf den Weg zu geben.

Dies scheint auch die Motivation für Anton Nowak gewesen zu sein. Er schreibt seine Autobiografie für seine „lieben Kinder zum Andenken“<sup>224</sup>. Mit dem Niederschreiben seiner Lebenserinnerungen beginnt er 1939, zunächst auf tschechisch. 1941 übersetzt er sie auf deutsch. Geboren wird Anton Novak 1858 in Horazdovic, einem Ort im Bezirk Klatovy in Tschechien. Er wächst dort als achttes von zehn Kindern auf, sein Vater ist Schneidermeister. In seiner Kindheit ist das Geld sehr knapp, alle müssen mit anpacken und versuchen, Geld zu verdienen. Von seinem sechsten bis zum 11. Lebensjahr besucht er die Schule, allerdings wiederholt er die dritte Klasse zwei mal, weil sich die Eltern das höhere Schulgeld für die vierte Klasse nicht leisten können. Nach dem Schulbesuch macht er bei seinem Vater eine Ausbildung zum Schneider. Nach seiner zweijährigen Ausbildung ist er noch fünf Jahre lang in seinem Heimatort als Schneiderarbeiter tätig, dann begibt er sich auf Wanderschaft und beschließt schnell, nach Wien zu gehen.

Ab 1875 lebt Novak in Wien, wo er lange Zeit als Arbeiter in verschiedenen Schneidereien arbeitet. Aufgrund seiner böhmischen Herkunft und seiner schlechten deutschen Sprachkenntnisse ist er immer wieder Diskriminierungen ausgesetzt. Er bewegt sich im proletarischen Milieu, seine Freunde und Verwandte in Wien sind wie er Arbeiter. Bereits in seinem ersten Jahr in Wien wird er Mitglied in einem Arbeiterverein. Im Februar 1884 heiratet er seine erste Frau Beti und gründet eine eigene Familie. Über die Anbahnung der Ehe äußert er sich recht nüchtern:

„Einmal habe ich sie nach Hause begleitet und da hat sie erzählt, dass ihr das ewige Dienen schon zuwider ist, sie möchte am liebsten einen eigenen Haushalt haben, sie hat 700 Gulden erspart und genug Wäsche und dabei kann

---

<sup>224</sup> NOVAK, Anton: *Beschreibung meines Lebenslaufs*. Wien 1941, maschinelle des Originals (Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen, Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Universität Wien), S. 1.

sie nähen und kann bei ihrer Schwester, die ein Damenschneidergeschäft hat, auch was verdienen, ob ich sie heiraten möchte. Sie hat mich sehr lieb, sie hätte schon oft heiraten können, aber es hat ihr noch niemand gepasst. Da ich ein sehr sparsamer und fleißiger Mensch bin, so können wir mit unserem Verdienst ganz gut auskommen, da sie gut wirtschaften kann und sich in Hauswirtschaft gut auskennt. Ich soll mir das gut überlegen und ihr dann das nächste Mal sagen. Ich habe mich ausgedet, dass ich kein Vermögen von zuhause nicht erwarten kann und mit fremdem Kapital nicht anfangen werde, bis ich meine eigenen Ersparnisse habe, dann werde es möglich sein. Dann dass ich mit meinem Bruder Karl ausgemacht habe, dass wir nie heiraten werden. Aber was hat das alles genützt, ich habe sie auch gerne gehabt und habe ihr doch mein Wort gegeben, und so war ich gebunden, und weil ich immer mein gegebenes Wort gehalten habe, so ist mir nichts anderes geblieben als heiraten.“<sup>225</sup>

Nachdem seine Frau nach der Geburt des ersten Kindes nicht mehr zum Verdienst beitragen kann, reicht sein Verdienst als einfacher Arbeiter nicht aus, um die Familie zu ernähren. Deswegen beschließt er, sich selbstständig zu machen und beginnt sich neben der regulären Arbeit ein eigenes Geschäft aufzubauen. Mit seiner Frau Beti hat er insgesamt vier Kinder, sie wird jedoch 1893 Opfer einer Influenza- Epidemie und stirbt. 1895 heiratet er Aloisia Kozil, da seine Kinder eine Mutter brauchen und er sich einsam fühlt. Die Anbahnung dieser Ehe beurteilt er genauso trocken wie die der ersten, wirtschaftliche Gründe stehen im Mittelpunkt. Mit Aloisia hat er ein weiteres Kind, sie stirbt 1912 nach langer Krankheit. 1912 eröffnet Novak sein erstes eigenes Geschäft, das zeitweise gut läuft. Er übergibt es 1928 seinem Sohn Franz, der es herunterwirtschaftet. Im März 1942 stirbt Anton Novak.

Wenn auch Religiosität in seinem Leben keine zentrale Rolle spielt, so beginnt er seine Aufzeichnungen doch mit den Worten „Mit Gott!“ und hofft auf göttlichen Beistand für seine Angehörigen. Über politische Aktivitäten äußert er sich nicht, außer der Erwähnung des Beitritts zu einem Arbeiterverein. Die doch recht schwierigen Lebens- und Arbeitsverhältnisse kritisiert er nicht, er beschränkt sich auf die Darstellungen der für ihn wichtigen Lebensstationen. Wie auch bei der noch folgenden Autobiografie Jakob Stefans sind die Schwerpunkte der Erzählung das Arbeitsleben und die Familie, wobei er die Sorge um seine Familie und ihr Auskommen weniger betont. Die Lebensentwürfe beider gleichen sich, Ziel ist die Gründung einer eignen Familie, die Rolle als Familienvater ist ihnen wichtig. Was bei Novak besonders anklingt, ist die Familiengründung als Ausweg aus Dienstverhältnissen – sowohl er als auch seine erste Frau lebten bis zur Hochzeit bei ihren Dienstherrn – und somit als Mittel, um sich selbst ein Stück zu verwirklichen (wirtschaftliche Selbständigkeit, eigene Wohnung, bis zu einem gewissen Grad eine Privatsphäre etc.). Die Aufgabenteilung zwischen Mann und Frau ist auch in der Familie Novak klar geregelt, die Frau ist Hausfrau und Mutter und trägt nur gelegentlich zum Familieneinkommen bei. Damit seine Frau nicht arbeiten muss und sich der Familie widmen kann, arbeitet er, wie er schreibt, besonders hart und baut sich nach und nach seine eigene

---

<sup>225</sup> NOVAK: *Beschreibung meines Lebenslaufs*, S. 23.

Schneiderwerkstatt auf. So zeigt sich auch hier die praktische Umsetzung der essentialistischen Geschlechtsidentität. Entsprechend dieser Sichtweise versteht Novak die Frauen als das „schwache Geschlecht“.<sup>226</sup> Anton Novak ist der „Familienernährer“, er definiert sich selbst als Mann über die Erwerbsarbeit, was aus der zentralen Stellung der Arbeit in seiner Autobiografie hervorgeht. Anders als in der Autobiografie von Albert Sever charakterisiert Novak Männer und Frauen, soweit sie für seinen Lebenslauf wichtig sind, etwas genauer. Frauen tauchen als wichtige Personen in den Lebenserinnerungen auf. Allerdings bleiben diese – mit wenigen Ausnahmen – auf das familiäre Umfeld beschränkt

Die Autobiografie Jakob Stefans ähnelt der von Anton Nowak sehr. Obwohl seine Autobiografie keine spezifische Widmung hat, wendet er sich im Text öfter an seine „lieben Kinder und Enkel“. In seinem mit *Mein Lebenslauf, Erlebnisse und Erinnerungen* betitelten Text fügt er gelegentlich Anmerkungen, Belehrungen und Lebensweisheiten für seine Nachkommen ein. Geboren wurde Jakob Stefan 1863 im mährischen Klein- Senitz als sechstes Kind einer Kleinhäuslerfamilie. Die Kindheit ist geprägt durch Armut. Bis zu seinem 13. Lebensjahr besucht er die Schule in seinem Heimatort, dann nimmt ihn der Vater in die Lehre und bildet ihn zum Schlosser aus, anschließend geht er auf Wanderschaft. Ab Oktober 1880 lebt er in Wien, findet dort Arbeit in einer Schlosserei. Von 1884 bis 1888 leistet er seinen Militärdienst ab. Die Gründung einer eigenen Familie ist für Stefan von zentraler Bedeutung. Während der Eintritt ins Berufsleben nach der Lehrzeit von ihm als ganz normale Selbstverständlichkeit wahrgenommen wird, bewertet er den Entschluss zu Heiraten als Zeichen von Reife:

„Nun ist auch die Reife gekommen wo mir der Gedanke in Kopf geschtiegen so einmal auch heiraten, habe auch schon verschiedene ins Auge gefasst was an Geringfügigen Ursachen gescheitert ist, ...“<sup>227</sup>

1891 verlobt er sich dann mit Josefina Stolle und heiratet sie im selben Jahr. Die Anbahnung der Eheschließung, die Hochzeit und diesbezügliche Gegebenheiten werden ausführlich geschildert. Nach der Hochzeit beginnt das „Neue Leben“<sup>228</sup>. Von nun an bestimmen Sorge und Fürsorge um seine stetig wachsende Familie sein Dasein. Von 14 Kindern erreichen nur sieben das Erwachsenenalter, wobei der Kindersegen nicht gewollt ist. Wie der Autor schreibt, bleiben Gegenmaßnahmen jedoch erfolglos. Seine Frau Josefina bleibt ab der Geburt des ersten Kindes zu Hause, um sich um Haushalt und Kindererziehung zu kümmern. Ständige Umzüge in andere Wohnungen oder Häuser und die Versorgung der Familie prägen den Lebensalltag des Autors. Er versucht sich mit Ziegelgewinnung und Sandausbeutung als Unternehmer, bleibt aber weiterhin in seiner Lohn­tätigkeit. Als die Kinder größer sind, übernimmt die Frau kurzfristig auch

<sup>226</sup> NOVAK: *Beschreibung meines Lebenslaufs*, S. 25.

<sup>227</sup> STEFAN, Jakob: *Mein Lebenslauf, Erlebnisse und Erinnerungen*. Wien 1939, Kopie des handschriftlichen Originals (Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen, Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Universität Wien), S. 48.

<sup>228</sup> STEFAN: *Mein Lebenslauf*, S. 56.

eine Anstellung. Nach dem Ersten Weltkrieg macht sich Jakob Stefan nach 37-jähriger Tätigkeit in abhängigen Lohnverhältnissen endgültig selbständig. 1918 gründet er gemeinsam mit seinem Sohn Milo eine eigene Schlosserwerkstatt. Doch der tägliche Kampf um die Versorgung der Familie geht weiter. Nach größeren finanziellen Schwierigkeiten wird die Firma in die Maschinenfabrik Burgstaller eingegliedert. Die Geschäfte werden nun von Gesellschaftern bestimmt. Vater und Sohn haben so gut wie kein Mitbestimmungsrecht mehr, sodass beide 1927 kündigen, um wieder von vorne zu beginnen. Erneut eröffnen sie beide eine Werkstatt, die nach sechsjährigem ungünstigen Geschäftsgang ab 1933 zu florieren beginnt. Damit enden auch die Aufzeichnungen. Trotz gesundheitlicher Probleme bezeichnet er sich am Ende der Aufzeichnungen als den glücklichsten Menschen der Welt.

Grundsätzlich werden keine politischen Ereignisse besprochen, aber Jakob Stefan schreibt an einer Stelle: „Schon zu damalige Zeit ist in unseren Innere der Sozialismus wach geworden!“<sup>229</sup> Unterscriben sind die Aufzeichnungen mit „Heil Hitler“, also steht der Verfasser zum Zeitpunkt der Niederschrift offensichtlich unter dem Einfluss des Nationalsozialismus. Da die Niederschrift der Autobiografie von April 1938 bis März 1939 erfolgte, die Politik aber ansonsten keinerlei Rolle in seinem Lebenslauf spielt, ist nicht klar, welche politische Position der Autor einnimmt. Die Lebenserinnerungen eines überzeugten Nationalsozialisten würden sich mit Sicherheit anders lesen, denn aus Argumentation oder anderen Textstellen ist keine politische Orientierung des Autors ersichtlich. Ob er Kontakt zur ArbeiterInnenbewegung hatte oder mit dieser sympathisierte ist schwer nachzuvollziehen, denn zum Zeitpunkt der Niederschrift war es schon seit Jahren unklug, sich öffentlich als Sozialdemokrat zu offenbaren. Das gilt für die eigenen Lebenserinnerungen erst recht, denn diese würden die politische Ausrichtung des Autors ja schwarz auf weiß belegen. Insgesamt ist davon auszugehen, dass Jakob Stefan nicht politisch interessiert oder engagiert war, denn es findet nahezu keine Reflexion über die Lebensumstände statt, wie sie für politisch aktive Personen typisch ist. Der Autor präsentiert sich als jemand, der sich durchkämpft, wenig Glück hat und sich mit Fleiß viel erarbeitet. Natürlich schreibt er, dass die Lebensbedingungen zeitweise schlecht sind, beispielsweise wenig Lohn für viel Arbeit gezahlt wird. Aber er beschwert sich an keiner Stelle über Ausbeutung oder die Bedingungen auf dem Arbeitsmarkt, sondern scheint diese als gegeben anzunehmen. Memoirenhaftes Kritisieren von Zeitumständen etc. findet also nicht statt, er erzählt ausnahmslos aus der eigenen Perspektive Dinge, die für sein persönliches Leben wichtig sind. Bewertungen tauchen nur in Zusammenhang mit Entscheidungen auf, die sich im Nachhinein als schlecht erwiesen haben. Religiosität spielt gleichermaßen keine Rolle, außer ganz am Schluss der Autobiografie, wenn er sich den Beistand Gottes für den Fortbestand seines Unternehmens wünscht. Er ist zufrieden mit seinem „Los“

---

<sup>229</sup> STEFAN: *Mein Lebenslauf*, S. 95.



und beendet die Aufzeichnung mit „Dank dem Allmächtigen“<sup>230</sup>. Diese religiöse Wende im Lebenslauf spricht nicht gerade für einen überzeugten Sozialdemokraten.

Die Schilderung der Arbeit und der Probleme mit dem Lebensunterhalt nehmen den größten Umfang innerhalb der Lebenserinnerungen ein. Die Autobiografie dreht sich dementsprechend vor allem um das Erwerbsleben. Der hohe Stellenwert der Arbeit in Stefans Erinnerungen erklärt sich einerseits durch die Mühe, die es ihn kostete, sich und die Seinen über die Runden zu bringen und schließlich ein eigenes Unternehmen aufzubauen. Zum anderen legt die Bedeutung, die er dem Arbeitsleben widmete, nahe, dass er sich vor allem auch über Fleiß und stetige Arbeit definierte. Seine Identität als Mann fußte also im Wesentlichen auf der Erwerbsarbeit. Dies gilt für Bürgertum wie Arbeiterschaft um 1900.<sup>231</sup>

An zweiter Stelle, nach dem Bestreiten des Lebensunterhalts, steht die Familie. Diese ist von großer Wichtigkeit für den Autor, dem sehr am Wohl der Angehörigen gelegen ist. Hier zeigt sich, dass die Rolle des Familienvaters zwar selbstverständlich war, aber trotzdem einen hohen Stellenwert hatte. Die Heirat ist ebenso selbstverständlicher Teil des Lebensentwurfes. Das zeigt schon die oben zitierte Formulierung „nun ist auch die Reife gekommen“, womit der Autor seine Heiratspläne zum Ausdruck bringen will. Er beschließt nicht zu heiraten, weil er eine Frau kennenlernt, sondern umgekehrt. Jakob Stefan trifft die Entscheidung, dann erst sucht er sich eine „passende“ Braut. Die Rolle als Familienvater und die Heirat sind folglich nicht nur selbstverständlicher Teil des männlichen Lebens, erst die Familiengründung als Zeichen der „Reife“ macht den Mann zum Mann.

Selbstverständlich scheint auch die Aufgabenteilung zwischen Mann und Frau zu sein. Stefans Frau hat in seinen Lebenserinnerungen mit dem Geschäft nichts zu tun, sie nimmt nicht an Entscheidungen teil, wird nicht um Rat gefragt. Hier tritt auf sehr individueller Ebene männliche Hegemonie und weibliche Unterordnung in Erscheinung, denn der Ehemann bestimmt das weitere Schicksal der Familie. Mit der Geburt des ersten Kindes stellt seine Frau Josefina ihre Berufstätigkeit ein und arbeitet nur vorübergehend – als die Kinder schon groß sind – um ihren Mann bei einer Stellung als Portier und Hausmeister zu vertreten. In der in späteren Jahren gegründeten Werkstatt hält sie sich nur auf, um ihrem Mann und dem Sohn Essen zu bringen. Immerhin reicht das Einkommen des Mannes aus, um ihn als „Familienernährer“ fungieren zu lassen – was bei den Löhnen, die Arbeitern gemeinhin gezahlt wurden, durchaus nicht selbstverständlich war. Hier zeigt sich also auch auf der sehr individuellen Ebene die praktische Umsetzung der essentialistischen Geschlechtsidentität. Diese tritt auch in Erscheinung bei den Gedanken, die sich Stefan um die Zukunft seiner Kinder macht. Dabei sorgt er sich eigentlich

---

<sup>230</sup> STEFAN: *Mein Lebenslauf*, S. 120.

<sup>231</sup> Siehe auch Kapitel 5.2 und 6.3 sowie: HANISCH: *Männlichkeiten*, S. 354

nur um seine Söhne und ihre beruflichen Perspektiven. Um seine Töchter braucht er sich offensichtlich nicht in diesem Ausmaß zu kümmern, schließlich werden diese selbstredend verheiratet und unterstehen damit der Obhut eines anderen Mannes und Familienernährers. Lediglich in den Kriegsjahren kümmert Stefan sich um seine verheirateten Töchter, weil deren Männer in den Krieg gezogen sind und ihrer Verpflichtung nicht nachkommen können.

Bei Novak wie bei Stefan tauchen Frauen als wichtige Personen in den Lebenserinnerungen auf. Allerdings bleiben diese überwiegend auf das familiäre Umfeld beschränkt. Die asymmetrische, essentialistische Geschlechtsidentität strukturiert bei beiden Verfassern den eigenen Lebensweg, sie verstehen sich als Familienväter und -ernährer. Für beide ist ihre Berufstätigkeit ein wichtiger Teil ihrer männlichen Identität. Auch männliche Hegemonie und weibliche Unterordnung tritt auf individueller Ebene hervor, als pater familias liegen die wichtigen Entscheidungen bei ihnen. Der Beitrag ihrer Ehefrauen ist hier nicht von Belang. Wenn er es auch in der Praxis war, so ist er es doch für die Sinnstiftung des persönlichen Lebensweges nicht. Gemeinsam ist den beiden Autobiografien ferner, dass die Kategorie „Geschlecht“ nicht thematisiert wird. Äußerungen, die sich mit Mann- oder Frau- Sein beschäftigen, fehlen. Daraus lässt sich schließen, dass sich beide Autoren mit ihren Sichtweisen innerhalb eines sozialen Normen- und Wertesystems bewegten.

#### **7.4 Männlichkeitskonstruktionen in autobiografischen Selbstzeugnissen**

Beim Vergleich der hier vorgestellten Selbstzeugnisse fällt auf, dass in allen nahezu die gleichen Charakteristika hegemonialer Männlichkeit zu finden sind: Männliche Hegemonie und weibliche Unterordnung, männlicher Profit durch Komplizenschaft, essentialistische Geschlechtsidentitäten und die Bedeutung der Vaterrolle. Dabei gibt es zwischen den männlichen Autobiografien und der Adelheid Popp einen entscheidenden Unterschied: Popp, als von den Machtstrukturen direkt Benachteiligte, kritisiert in ihrer Funktion als Feministin Zustände, die mit den Charakteristika hegemonialer Männlichkeit beschrieben werden können. In den von Männern verfassten Selbstzeugnissen hingegen hat eine solche Kritik keinen Platz. Im Gegenteil, hier findet unhinterfragt dasjenige seinen Ausdruck, was von Popp verurteilt wird. Während Popp sich gegen männliche Hegemonie in gesamtgesellschaftlichem wie milieuspezifischen Rahmen wehrt, praktizieren Sever, Stefan und Nowak genau das in der Art und Weise, wie sie ihre Lebenserinnerungen schreiben sowie in ihrer persönlichen Lebensgestaltung. Bei Sever kommt dies zum Ausdruck durch die fast völlige Absenz von Frauen in seiner Autobiografie, die Selbstverständlichkeit der Heirat und der Aufgabenteilung bzw. der Zuschreibung von gewissen Wirkungskreisen. Popp kritisiert, dass Politik reine Männersache ist, für Sever ist es eine Tatsache. Auch bei Novak und Stefan findet sich dies, da sie nicht über Politik schreiben auf einer anderen Ebene. Bei ihnen ist die Rolle als Familienvater zentral, zusammen mit der starken

Gewichtung der Erwerbsarbeit, die sie zum Familienernährer macht. Zwar tauchen Frauen in ihren Lebenserinnerungen auf, doch ist ihr Verhältnis zu diesen charakterisiert durch ein klares hierarchisches Verhältnis.

Durch das Ausklammern der Kategorie „Geschlecht“ ist davon auszugehen, dass sich die männlichen Autoren innerhalb eines konkreten Wertesystems bewegen, mit dem sie konform gehen. Wäre dem nicht so, dann würde der daraus entstehende Konflikt auch thematisiert werden. Bezeichnenderweise kommen die Elemente der Abgrenzung nach außen und der Militarisierung des Männerbildes ausschließlich bei Popp vor. Das ist schlüssig, denn schließlich kritisiert sie auch bestehende gesellschaftliche Normen und setzte sich mit der Thematik „Geschlecht“ bewusst auseinander. Wenn es bei den Autoren dennoch diesbezügliche Konfliktsituationen gab, dann ist ihr Ausblenden auch eine Aussage über den vorherrschenden Diskurs über die Geschlechter. Abweichendes Verhalten oder nonkonforme Ansichten haben keinen Platz in der Autobiografie, mit der man sich der Nachwelt präsentiert. Der vorherrschende Diskurs wird also durch das Leitbild der hegemonialen Männlichkeit strukturiert. Wer als Mann an der „patriarchalen Dividende“ Teil hat, wird den vorherrschenden Diskurs nicht kritisieren, weil er wenig Anlass dazu hat. Möchte der Autor sich als jemanden darstellen, der sein Leben erfolgreich gemeistert hat, wird er zeigen, dass der, neben seinem beruflichen Leben, auch in Belangen des Sozialen – und hierzu gehört das Finden und Aufrechterhalten der eigenen männlichen Identität – gelungen gehandelt hat.

Die Gegenüberstellung der Schriften Popp als Feministin mit denen von zwei Männern aus dem proletarischen Milieu und einem sozialdemokratischen Funktionär erweist sich als äußerst fruchtbar. Hier werden zwei verschiedene Perspektiven zusammengebracht. Durch Adelheid Popp werden Ansichten und Normen kritisiert, die bei Männern aus dem proletarischen Milieu vorherrschten – das lässt sich aus ihren Aufzeichnungen entnehmen. Die verbindliche Gültigkeit dieser Normen zeigt sich auch in den Autobiografien von Männern, allerdings auf andere Art.

Betrachtet man ausschließlich die Autobiografien als Quellen, so liegt zwar der Schluss nahe, dass das Modell hegemonialer Männlichkeit für die Arbeiterschaft eine Leitbildfunktion hatte. Allerdings bleiben Feinheiten unklar, manche Fragen zu den Charakteristika hegemonialer Männlichkeit, wie sie eingangs ausgeführt wurden, bleiben unbeantwortet. Vor dem Hintergrund der anderen Quellen hingegen gewinnt das beredete Schweigen über Geschlechtsidentitäten in den Männerautobiografien einen ganz anderen Stellenwert. Die Selbstzeugnisse zeigen, dass an dem, was aus den anderen Quellen als Diskurs über Männlichkeit erarbeitet wurde, sich konkret auf das Leben der Zeitgenossen niederschlug: Eine Frauenrechtlerin wie Popp rieb sich an dem Leitbild hegemonialer Männlichkeit, Männer aus dem proletarischen Milieu machten es zum Teil ihrer eigenen männlichen Identität.

## 8. Resümee: Hegemoniale Männlichkeit in der Arbeiterschaft

Wie sich zeigte, liefern die verschiedenen Quellen Informationen zu unterschiedlichen Aspekten des Diskurses über Maskulinität; man könnte auch sagen, sie belegen jeweils andere Charakteristika des Leitbilds hegemonialer Männlichkeit. Um ein möglichst umfassendes Bild des Männlichkeitsdiskurses innerhalb der Arbeiterschaft zeichnen zu können, wurden verschiedene Medien als Quellen ausgewählt. Dass sich ein Diskurs über Geschlechtsidentitäten auf den verschiedensten Ebenen abspielt und kaum auf ein Medium reduzieren lässt, zeigt auch die Auswertung der Quellen. Lieder, Manifestschriften, Autobiografien und theoretische Schriften, sie alle sind von „gender“ durchdrungen und geben Aufschluss darüber, manche beabsichtigt, andere unbewusst.

Die Schriften von August Bebel und Friedrich Engels geben in erster Linie Auskunft über das gesellschaftliche und ökonomische Machtgefüge, verknüpft mit der „Frauenfrage“. Dieses Machtgefüge ist gekennzeichnet durch männliche Dominanz und weibliche Unterordnung, sowie männlichen Profit durch Komplizenschaft, gesamtgesellschaftlich wie im proletarischen Milieu. Es ist Teil des strukturellen Hintergrunds hegemonialer Männlichkeit. Zwar plädieren beide Autoren für eine neue Stellung der Frau in der Gesellschaft, aber von der Annahme essentialistischer Geschlechtsidentitäten können sich beide nicht ganz frei machen – ebensowenig wie von der Marginalisierung homosexueller Männlichkeiten. Wie viel die Werke beider von Personen aus dem proletarischen Milieu gelesen wurden, ist schwer zu sagen. Die Mehrheit dieses Personenkreises las ihre Werke wohl nicht selbst. Dennoch sind diese Schriften Teil des theoretischen Referenzrahmens der ArbeiterInnenbewegung und als solche einflussreich. Sie vermitteln kein so revolutionär neues Männer- und Frauenbild, wie sie beanspruchen. Charakteristika der hegemonialen Männlichkeit finden sich auch in ihnen.

Indes zeigt sich bei der Betrachtung alltagsnäherer Quellen, wie der der Liedertexte, ein deutliches Gefälle zwischen Theorie und Praxis. Die Gleichberechtigung der Frau ist hier kein Thema, das als Ziel des politischen Kampfes vermittelt wird. Politik ist Männersache, so die Botschaft. Das erst in späteren Auflagen erfolgte Einfügen von zwei Liedern für Arbeiterinnen bestätigt diesen Befund – es wäre nicht nötig gewesen, sie hinzuzufügen, wenn die anderen Liedertexte auch Frauen ansprächen. Mit der Ausklammerung der „Frauenfrage“ und der Vermittlung der Politik als Männerdomäne lassen die Lieder indirekt Schlüsse zu über den strukturellen Hintergrund der hegemonialen Männlichkeit, im Gegensatz zu den Schriften von Bebel und Engels, die ihn direkt ansprechen. Auch innerhalb der sozialdemokratischen Bewegung wurden Frauen an den Rand gedrängt und aufgrund ihres Geschlechts diskriminiert. Fast alle anderen Elemente des hegemonialen Männlichkeitsbildes finden sich in den Liedertexten. Eine essentialistische Geschlechtsidentität ist erkennbar, gleichfalls ein

militarisiertes Verständnis von Männlichkeit. Andere Männlichkeiten innerhalb und außerhalb der eigenen Schicht werden abgewertet, was mittels einer scharfen Abgrenzung nach außen durchgesetzt wird. Die Rolle des Mannes als Familienvater ist selbstverständlich, wird aber auch bewusst wahrgenommen. Einher geht damit seine heterosexuelle Normierung. Mit der Abwertung nicht- proletarischer Männlichkeiten liegt eine klassenspezifische Modifikation des Leitbildes der hegemonialen Männlichkeit vor, die dem Charakteristikum der Marginalisierung anderer Männlichkeiten entspricht.

Auch in den Maifestschriften finden sich nahezu alle Elemente hegemonialer Männlichkeit: eine essentialistische Geschlechtsidentität, die wichtige Stellung der Vaterrolle, die scharfe Abgrenzung zur Weiblichkeit hin, ansatzweise auch eine Militarisierung des Männerbildes. Besonders klar belegen sie die Propagierung eines männlichen Idealkörpers mit einer deutlichen sexuellen Komponente, was sich in den anderen Quellen so nicht findet. Der Grund dafür liegt im Medium Bild selbst, denn hier ist die Darstellung eines ästhetischen Ideals leichter, vor allem aber unumgänglich. Des Weiteren finden sich in der Bildsprache die den strukturellen Hintergrund hegemonialer Männlichkeit bildenden Charakteristika wieder: Dominanz und Unterordnung verschiedener Männlichkeiten innerhalb einer Klasse, die Marginalisierung von Männlichkeiten anderer Klassen sowie männliche Hegemonie und weibliche Unterordnung. Dieses hierarchische Verhältnis lässt sich an einer weiteren Beobachtung festmachen, nämlich an der Ausklammerung der „Frauenfrage“. Diese spielt keine Rolle in den Bildern. So verhält es sich mit dem Gefälle zwischen Theorie und Praxis in den Maifestschriften ebenso wie in den Liedern.

Lieder wie Bilder der Maifestschriften dienten als politische Instrumente der Identifikation mit der sozialdemokratischen Bewegung sowie der Schaffung einer politischen Klassenidentität. Das in ihnen entworfene Ideal des Arbeitsmannes (bzw. im Plural der „Männer der Arbeit“) ist das Produkt einer Wechselbeziehung zwischen Alltag und politischer Ideologie. Die politische Bewegung wird vom Arbeitsmann verkörpert. Er war ein auf das Zielpublikum zugeschnittenes Symbol, das seine Funktion erfüllte. Wäre er nicht so erfolgreich gewesen, dann wäre er nicht konstant verwendet worden und in Liedern *und* bildlichen Darstellungen nicht allgegenwärtig gewesen. Rein theoretisch denkbar wären viele andere Versinnbildlichungen, beispielsweise eine „Arbeitsfrau“, ein Arbeiterpaar, Kinder oder Allegorien, auch abstraktere Symbole. Doch ist dies nicht der Fall. Der milieuspezifische Diskurs über Männlichkeit und Weiblichkeit setzte dem Sag- und Darstellbaren eindeutige Grenzen, sowohl in der Kreativität der KünstlerInnen als auch in der Akzeptanz und Erwartungshaltung der RezipientInnen. Hegemoniale Männlichkeit ist also im wahrsten Sinne des Wortes in der Figur des „Arbeitsmannes“ verkörpert.

Dabei handelte es sich mit Maifestschriften und Liederbüchern um zwei in höchstem Maße einflussreiche Medien der politischen Propaganda. Beide orientieren sich am Bürgertum, die

Maifestschriften in ihrer ästhetischen Gestaltung und am Medium der Zeitung, die Liederbücher an entsprechenden, vorwiegend im kleinbürgerlichen Milieu verbreiteten Volksliederbüchern. Für die Praxis der proletarischen Gesangsvereine gilt dies auch. Ebenso verhält es sich mit den Autobiografien. Hier tauchen wieder die bekannten Elemente hegemonialer Männlichkeit auf: männliche Hegemonie und weibliche Unterordnung, männlicher Profit durch Komplizenschaft, essentialistische Geschlechtsidentitäten und die Bedeutung der Vaterrolle. Das für Lieder und Bilder charakteristische Gefälle zwischen sozialistischer Theorie und gelebter Praxis wiederholt sich in ihnen. Während Adelheid Popp die „Frauenfrage“ thematisiert und für ein zumindest in Teilen neues Verständnis der Geschlechterrollen eintritt, schlägt sich auf Seiten der männlichen Autobiografien nichts davon nieder. Popp selbst stellt fest, bei ihren ZeitgenossInnen – Männern wie Frauen – sei noch einiges an politischer Arbeit zu leisten. Die männlichen Autoren hingegen reproduzieren die gesellschaftlichen Machtverhältnisse und Geschlechtskonstruktionen in ihren Aufzeichnungen. Wenn dies auf ihr persönliches Leben auch nicht vollumfänglich zutraf, verfuhr sie vermutlich dennoch so, um ihrem eigenen männlichen Lebensentwurf nachträglich Sinnhaftigkeit und Kontur zu verleihen. Das gilt für politische Funktionsträger der Sozialdemokratie wie für politisch uninteressierte Arbeiter.

Betrachtet man nun alle Quellen zusammen, wird klar, dass es ein Leitbild von Männlichkeit im proletarischen Milieu gab, welches dem der hegemonialen Männlichkeit entspricht. Politische Größen wie Engels, Bebel und Popp traten zwar für ein neues Frauenbild ein, doch blieb dies auf die Praxis der politischen Arbeit und der individuellen Lebensgestaltung ohne nennenswerten Einfluss. Und selbst bei den eben genannten Theoretikern finden sich Belege für ein Verständnis von Männlichkeit, welches dem hegemonialen nahe kommt. Der Grund für das Gefälle zwischen theoretischem Anspruch und Praxis liegt offensichtlich in der Existenz eines hegemonialen Männlichkeitskonzepts, das Ausdruck gewisser sozialer Strukturen war und selbst wiederum soziale Interaktion steuerte. So kommunizierten die Bilder der Maifestschriften und die Liedertexte – die mit Sicherheit einflussreicher waren als die „Klassiker“ und feministische Schriften – ein hegemoniales Männlichkeitsbild, das mit dem theoretischen Anspruch der politischen ArbeiterInnenbewegung zwar nicht übereinstimmte, aber gelebte Praxis darstellte und sich auch in den Autobiografien niederschlug.

Die Eingangs gestellte Frage, welches Männlichkeitskonzepte in der Arbeiterschaft Wiens vorherrschend war, lässt sich eindeutig beantworten: Das Idealbild der hegemonialen Männlichkeit hatte auch für das proletarisch Milieu Gültigkeit. Es gab keine alternativen Entwürfe von Männlichkeit. Allerdings wurde das Leitbild der hegemonialen Männlichkeit modifiziert und an die sozialen Bedingungen angepasst. Der idealtypische Arbeiter besaß die gleichen Eigenschaften wie das vom Bürgertum entworfene hegemoniale Leitbild. Auch er hatte

einen muskulösen Körperbau, der sich an klassischen antiken Skulpturen anlehnt, doch hatte er diesen aufgrund seiner körperlich anstrengenden Arbeit. Hinzu kam der Fleiß, der Anspruch im „Schweiße seines Angesichts“ zu arbeiten. Mit diesem Anspruch wurden andere Männlichkeiten, adelige und bürgerliche, marginalisiert. Allerdings handelt es sich bei dieser Marginalisierung selbst um ein Charakteristikum des Konzepts hegemonialer Männlichkeit, Zeichen einer „Klassenidentität“ und spezifischen Anpassung des Konzepts. Während die Betonung der Körperlichkeit gepaart mit fleißiger Arbeit gegenüber dem bürgerlichen Entwurf hegemonialer Männlichkeit stärker ausgeprägt war, trat die Militarisierung des Männlichkeitsbildes ein Stück weit in den Hintergrund. Militärdienst als Initiationszeit auf dem Weg des Jugendlichen zum vollwertigen männlichen Bürger war für die Arbeiterschaft nicht von Bedeutung. In den Autobiografien spielte die Militarisierung keine Rolle, der Arbeitsmann der Maifestschriften trug keine Waffe. Allerdings war er kampfbereit und –fähig, wie sein Hammer und der Körperbau vermuten ließen. Ein soldatisches Element fand sich in Liedern und Bildern stets vor dem Hintergrund des Klassenkampfes, bei Bebel und Engels fehlte es. Anders ist dies auch kaum möglich, denn die ArbeiterInnenbewegung verstand sich auch als internationale Friedensbewegung. Militarismus und staatliche „Kriegstreiberei“ wurden entschieden abgelehnt. Insgesamt zeigte sich das Idealbild des Arbeiters facettenreich und konkret, sogar das Alter war festgelegt – der idealtypische Arbeiter um 1900 war ein Mann „in den besten Jahren“. Es entsprach mit geringfügigen Änderungen dem Männlichkeitsideal des Bürgertums.

Der bürgerliche „Leitdiskurs“ wirkte sich offensichtlich auf das proletarische Milieu aus. Einerseits war dem so, weil das Bürgertum die verschiedenen Medien und kulturellen Praktiken geprägt hatte und die Arbeiterschaft auf diese zurückgriff, um sie den eigenen Zwecken dienlich zu machen. Zum anderen musste sich das aus bürgerlichen Schichten stammende Modell hegemonialer Männlichkeit auch aus einem anderen Grund auswirken: Die Menschen arbeiteten an ihrem persönlichen sozialen Aufstieg, ProletarierInnen orientierten sich stark am Kleinbürgertum und damit an bürgerlichen Werten und kulturellen Praktiken. Um 1900 kam eine proletarische Sub- bzw. Gegenkultur auf, aber auch diese entstand in Abhängigkeit zur tonangebenden bürgerlichen Kultur und musste sich an ihr messen lassen. So war auch das Konzept der hegemonialen Männlichkeit als Leitbild in der Arbeiterschaft wirksam. Interessant und sicherlich lohnenswert wäre eine weitere Untersuchung der Wege, auf denen dieses Ideal ausgehend vom Bürgertum vermittelt wurde; beispielsweise wie sich der Geschlechter- Diskurs an Schnittstellen zwischen bürgerlichem und proletarischem Milieu, etwa in bürgerlichen Institutionen der ArbeiterInnenbildung gestaltete.

## 9. Quellen- und Literaturverzeichnis

### 9.1 Quellen

#### 9.1.1 Werke sozialdemokratischer Theoretiker

BEBEL, August: *Die Frau und der Sozialismus. Mit einem einleitenden Vorwort von Eduard Bernstein*. Neusatz der 1929 erschienenen Jubiläumsausgabe, 3. Aufl. Bonn 1994.

ENGELS, Friedrich: *Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staats*. In: Karl Marx/Friedrich Engels - Werke. Band 21, Berlin 5. Auflage 1975, unveränderter Nachdruck der 1. Auflage 1962, Berlin/DDR.

#### 9.1.2 Lieder

*Konzertprogramme des Vereins „Freie Typographia“ Wien*, aus den Jahren 1903, 1904, 1905, 1907, 1911; Archiv des Vereins für Geschichte der Arbeiterbewegung Wien (Sacharchiv, Lade 6, Mappe 35 B).

HELLER, Hugo: *Vorwort*. In: Ders. (Hg.): *Österreichisches Proletarier- Liederbuch. Lieder für das arbeitende Volk*. Wien o. J. (Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand), S. 5- 6.

HELLER, Hugo (Hg.): *Österreichisches Proletarier- Liederbuch. Lieder für das arbeitende Volk. Gesammelt von Hugo Heller*. Wien 2. vermehrte Aufl. o. J. (Wiener Volksbuchhandlung).

STEIN, Victor (Hg.): *Österreichisches Proletarier- Liederbuch. Lieder für das Arbeitende Volk*. Wien 3. umgearbeitete Aufl. 1905 (Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand):

DEHMEL, Richard: *Der Arbeitsmann*, S. 26f.

N.N.: *Proletarierlied*, S. 20f.

SCHEU, Andreas: *Männer der Arbeit*, S. 67f.

UHLICH, N.N.: *Was macht den Mann?* S. 80f.

WALSTER, Otto: *Weckruf*, S. 50f.

WENGRAF, Edmund: *Arbeiterlied*, S. 91ff.

N. N. (Hg.): *Österreichisches Proletarier Liederbuch*. Wien 7. umgearbeitete Aufl. 1923 (116. bis 125. Tsd.; Wiener Volksbuchhandlung).

#### 9.1.3 Maifestschriften

*Zum 1. Mai 1890*. O.V. [Volkspresse], Wien 1890.

*1. Mai 1891*. Kommissionsverlag W. Arming, Wien 1891.

*1. Mai 1892!* O.V. [Volkspresse], Wien 1892.

*1. Mai 1892*. O.V. [Arbeiter- Zeitung], Wien 1892.

*Zum 1. Mai 1893*. Verlag der Arbeiterzeitung/Verlag der Volkstribüne, Wien 1893.

*Festnummer der Glühlichter zum 1. Mai 1893*. O.V. ,Wien 1893.

*1. Mai 1894*. Verlag der Arbeiterzeitung/Verlag der Volkstribüne, Wien 1894.

*1. Mai 1895*. Verlag der Ersten Wiener Volksbuchhandlung (Ignaz Brand), Wien 1895.

*Maifeier 1896*. Verlag der Ersten Wiener Volksbuchhandlung (Ignaz Brand), Wien 1896.

*Maifeier 1897*. Verlag der Ersten Wiener Volksbuchhandlung (Ignaz Brand), Wien 1897.

*1. Mai 1898*. Verlag der Ersten Wiener Volksbuchhandlung (Ignaz Brand), Wien 1898.

*1. Mai 1899*. Verlag der Ersten Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand, Wien 1899.

*1. Mai 1900*. Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand, Wien 1900.

*Maifeier 1901*. Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand, Wien 1901.

*Maifeier 1902*. Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand, Wien 1902.

*1. Mai 1903*. Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand, Wien 1903.

*1. Mai 1904*. Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand, Wien 1904.

*1. Mai 1905*. Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand, Wien 1905.

*Maifeier 1906*. Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand, Wien 1906.

*1. Mai 1907*. Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand, Wien 1907.

*1. Mai 1908*. Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand, Wien 1908.

*1. Mai 1909*. Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand& Co, Wien 1909.

*Maifestschrift 1910*. Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand& Co, Wien 1910.

*Mai 1911*. Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand& Co, Wien 1911.

*1. Mai 1912*. Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand& Co, Wien 1912.

*1. Mai 1913*. Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand& Co, Wien 1913.



*Maifestschrift 1914*. Verlag der Wiener Volksbuchhandlung Ignaz Brand & Co, Wien 1914.

### 9.1.4 Selbstzeugnisse

- NOVAK, Anton: *Beschreibung meines Lebenslaufs*. Wien 1941, maschinelle des Originals (Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen, Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Universität Wien).
- POPP, Adelheid: *Die Jugendgeschichte einer Arbeiterin*. Neudruck der 1922 erschienenen 4. Auflage, Berlin/Bonn 1983.
- POPP, Adelheid: *Erinnerungen. Aus meinen Kindheits- und Mädchenjahren*. Neudruck der 1915 erschienenen 1. Auflage, Berlin/Bonn 1983.
- SEVER, Albert: *Albert Sever. Ein Mann aus dem Volk. Selbstbiographie. Vorwort von Dr. Adolf Schärf*. Wien 1957.
- STEFAN, Jakob: *Mein Lebenslauf, Erlebnisse und Erinnerungen*. Wien 1939, Kopie des handschriftlichen Originals (Dokumentation lebensgeschichtlicher Aufzeichnungen, Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Universität Wien)

## 9.2 Sekundärliteratur

- Arbeiter- Zeitung (Wien), 18.4.1907, S. 7.
- ACHTEN, Udo: *Österreich*. In: Achten, Udo/Reichelt, Matthias/Schultz, Reinhard: *Mein Vaterland ist international. Internationale illustrierte Geschichte des 1. Mai 1886 bis heute*. [Katalogbuch zur gleichnamigen Ausstellung der Neuen Gesellschaft für bildende Kunst Berlin (NGBK) in Zusammenarbeit mit den Ruhrfestspielen Recklinghausen] Oberhausen 1986, S. 139-144.
- AUTORENKOLLEKTIV unter der Leitung von Ursula Herrmann und Volker Emmrich: *August Bebel. Eine Biographie*, Berlin 1989.
- BAUER, Franz J.: *Das ‚lange‘ 19. Jahrhundert. Profil einer Epoche*. Stuttgart 2004.
- BRÄNDLE, Fabian/GREYERZ, Kaspar von/HEILIGENSETZER, Loren u. a.: *Texte zwischen Erfahrung und Diskurs. Probleme der Selbstzeugnisforschung*. In: Greyerz, Kaspar von/Medick, Hans/Veit, Patrice (Hg.): *Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen (1500- 1850)*. [Selbstzeugnisse der Neuzeit, Bd. 9] Köln/Weimar/Wien 2001, S. 3- 31.
- BRIGGS, Asa: *From Steam to Electricity*. In: Ders./Burke, Peter (Hg.): *A Social History of the Media. From Gutenberg to the Internet*. Cambridge/Oxford/Malden 2002, S. 106- 120,
- BURKE, Peter: *Augenzeugenschaft. Bilder als historische Quellen*. Berlin 2003.
- CONNELL, Raewyn: *Which way is up? Essays on sex, class and culture*. Sydney 1983.
- CONNELL, Robert W.: *Die Wissenschaft von der Männlichkeit*. In: Bosse, Hans/King, Vera (Hg.): *Männlichkeitsentwürfe. Wandlungen und Widerstände im Geschlechterverhältnis*. Frankfurt a. M. 2000, S. 17- 28.
- CONNELL, Robert W.: *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. [Geschlecht und Gesellschaft, Bd. 8] Wiesbaden 2. Aufl. 2006.
- CONRAD, Anne: *Frauen- und Geschlechtergeschichte*. In: Maurer, Michael (Hg.): *Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft [Aufriß der Historischen Wissenschaften, Bd.7]* Stuttgart 2003, S. 230- 293.
- D'ALLEVA, Anne: *Methods and Theories of Art History*. London 2005, S. 28.
- DE VRIES, Ad: *Elsevier's Dictionary of Symbols and Imagery. Second, enlarged edition. Revised and updated by Arthur De Vries*, Amsterdam/Boston/Heidelberg u. a. 2004.
- DINGES, Martin: *Hausväter, Priester, Kastraten. Zur Konstruktion von Männlichkeit in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*. Göttingen 1998.
- DINGES, Martin: „Hegemoniale Männlichkeit“ – ein Konzept auf dem Prüfstand. In: Ders. (Hg.): *Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute*. Frankfurt a. M./New York 2005, S. 7- 33.
- ENGELBRECHT, Jörg: *Autobiographien, Memoiren*. In: Rusinek, Bernd-A./Ackermann, Volker/Engelbrecht, Jörg (Hg.): *Einführung in die Interpretation historischer Quellen. Schwerpunkt: Neuzeit*. Paderborn/München/Wien u.a. 1992, S. 61- 80.
- FAULSTICH, Werner: *Medienwandel im Industrie- und Massenzeitalter (1830 - 1900)*. Göttingen 2004.
- FREVERT, Ute: *Männergeschichte oder die Suche nach dem „ersten“ Geschlecht*. In: Hettling, Manfred (Hg.): *Was ist Gesellschaftsgeschichte? Positionen, Themen, Analysen*. München 1991, S. 31- 44.
- FREVERT, Ute: *Frauengeschichte - Männergeschichte - Geschlechtergeschichte*. In: Blattmann, Lynn u. a. (Hg.): *Feministische Perspektiven in der Wissenschaft*. Zürich 1993, S. 23- 40.

- FREVERT, Ute: „Mann und Weib, und Weib und Mann“. *Geschlechter- Differenzen in der Moderne*. München 1995.
- FURRER, Norbert: *Was ist Geschichte? Einführung in die historische Methode*. Zürich 2003.
- GENTH, Renate: *Zeugnisse aus der frühen sozialdemokratischen Arbeiterinnenbewegung*. In: Österreichische Gesellschaft für Kulturpolitik (Hg.): *Arbeiterdichtung. Analysen – Bekenntnisse – Dokumentationen*. Wuppertal 1973, S. 47- 64.
- GRAF, Rüdiger: *Diskursanalyse und radikale Interpretation. Davidsonianische Überlegungen zu Grenzen und Transformationen historischer Diskurse* In: Eder, Franz X. (Hg.): *Das Gerede vom Diskurs – Diskursanalyse und Geschichte*. Innsbruck/Wien/Bozen 2005, S. 60- 79.
- HÄMMERLE, Christa: *Nebenpfade? Populäre Selbstzeugnisse des 19. und 20. Jahrhunderts in geschlechtergeschichtlicher Perspektive*. In: Winkelbauer, Thomas (Hg.): *Vom Lebenslauf zur Biographie. Geschichte, Quellen und Probleme der historischen Biographie und Autobiographie*. Referate der Tagung „Vom Lebenslauf zur Biographie“ am 26. Oktober 1997 in Horn. Horn/Waidhofen-Thaya 2004, S.135- 168.
- HANISCH, Ernst: *Männlichkeiten. Eine andere Geschichte des 20. Jahrhunderts*. Wien/Köln/Weimar 2005.
- HASLINGER, Peter: *Diskurs, Sprache, Zeit, Identität. Plädoyer für eine erweiterte Diskursgeschichte*. In: Eder, Franz X. (Hg.): *Das Gerede vom Diskurs – Diskursanalyse und Geschichte*. Innsbruck/Wien/Bozen 2005, S. 33- 59.
- HAUCH, Gabriella: „Genossinnen ... (lebhaftes Heiterkeit)“ *Zur Situation sozialdemokratischer Frauen in der sozialdemokratischen Männerwelt vor 1914*. In: Fröschl, Erich/Mesner, Maria/Zoitl, Helge (Hg.): *Die Bewegung. Hundert Jahre Sozialdemokratie in Österreich*. Wien 1990, S. 137- 146.
- HAUSEN, Karin: *Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben*. In: Conze, Werner (Hg.): *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*. Stuttgart 1976, S. 363- 393.
- HEARN, Jeff: *The gender of oppression: men, masculinity and the critique of Marxism*. Brighton 1987.
- HEINRITZ, Charlotte: *Auf ungebahnten Wegen. Frauenautobiographien um 1900*. Königstein-Taunus 2000.
- HEISTER, Hanns- Werner: *Art. "Politische Musik"*. In: Finscher, Ludwig (Hg.): *Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik*. 21 Bände in zwei Teilen. Kassel, Basel, London u. a., 2. neubearb. Ausg. 1997, Bd.7, Sp. 1661- 1682.
- HENNING, Eckart: *Selbstzeugnisse*. In: Beck, Friedrich/Henning, Eckart (Hg.): *Die archivalischen Quellen. Mit einer Einführung in die Historischen Hilfswissenschaften*. Köln/Weimar/Wien 4. Aufl. 2004.
- HOBSBAWM, Eric: *Ungewöhnliche Menschen. Über Widerstand, Rebellion und Jazz*. München/Wien 2001.
- HONEGGER, Claudia: *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750- 1850*. Frankfurt a. M./New York 1991.
- HÖRANDNER, Edith: *Art. Schmied*. In: Lurker, Manfred (Hg.): *Wörterbuch der Symbolik*. Stuttgart 5. erw. Aufl. 1991, S. 651- 652.
- JÄGER, Jens: *Photographie: Bilder der Neuzeit. Einführung in die Historische Bildforschung*. Tübingen 2000, S. 13.
- KANNONIER, Reinhard: *Zwischen Beethoven und Eisler. Zur Arbeitermusikbewegung in Österreich*, Wien 1981.
- KELLER, Reiner: *Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen*. [Qualitative Sozialforschung, Bd. 14] Wiesbaden 2. Aufl. 2004.
- KÖRNER, Axel: *Das Lied von einer anderen Welt. Kulturelle Praxis im französischen und deutschen Arbeitermilieu 1840 - 1890*. [Historische Studien Bd. 22] Frankfurt a. M./New York 1997.
- KRUMBEIN, Sebastian: *Selbstbild und Männlichkeit. Rekonstruktion männlicher Selbst- und Idealbilder und deren Veränderung im Laufe der individuellen Entwicklung*. München/Wien 1995.
- KÜHNE, Thomas: *Männergeschichte als Geschlechtergeschichte*. In: Ders.(Hg.): *Männergeschichte- Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne*. Frankfurt a. M./New York 1996, S. 7- 30.
- LAMMEL, Inge: *Arbeiterlied - Arbeitergesang. Hundert Jahre Arbeitermusik in Deutschland. Aufsätze und Vorträge aus 40 Jahren, 1959 – 1998*. Berlin 2002.
- LANDWEHR, Achim: *Geschichte des Sagharen. Eine Einführung in die historische Diskursanalyse*. Tübingen 2001.
- LANDWEHR, Achim/STOCKHORST, Stefanie: *Einführung in die Europäische Kulturgeschichte*. Paderborn 2004.
- LANGEWIESCHE, Dieter: *Arbeiterkultur in Österreich: Aspekte, Tendenzen, Thesen*. In: Ritter, Gerhard A. (Hg.): *Arbeiterkultur*. [Deutsche überarbeitete Erstausgabe des Journal of Contemporary History (Vol.13, April 1978), herausgegeben von Walter Laqueur und George L. Mosse] Königstein 1979, S. 40- 57.

- LANGEWIESCHE, Dieter: *Zur Freizeit des Arbeiters. Bildungsbestreben und Freizeitgestaltung österreichischer Arbeiter im Kaiserreich und in der ersten Republik*. Stuttgart 1980.
- LAQUEUR, Thomas: *Making Sex. Body and gender from the Greeks to Freud*. Cambridge/Massachusetts/London 1990.
- LUDWIG, Martin H.: *Arbeiterliteratur in Deutschland*. Stuttgart 1976, S. 16.
- LURKER, Manfred: Art. *Palme*. In: Ders. (Hg.): *Wörterbuch der Symbolik*. Stuttgart 5. erw. Aufl. 1991, S. 550- 551.
- MARTSCHUKAT, Jürgen/ STIEGLITZ, Olaf: „*Es ist ein Junge!*“ *Einführung in die Geschichte der Männlichkeiten in der Neuzeit*. Tübingen 2005.
- MEUSER, Michael W.: *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*. Opladen 1998.
- MOSSE, George L.: *Auf den Leib geschrieben. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit*. Frankfurt a. M. 1997.
- MÜHLBERG, Dietrich: *Proletariat. Kultur und Lebensweise im 19. Jahrhundert*. [Kulturstudien Sonderband 2] Wien/Köln/Graz 1986.
- MÜLLER, Günter: *Sammlung autobiographischer Materialien in Österreich*. In: Winkelbauer, Thomas (Hg.): *Vom Lebenslauf zur Biographie. Geschichte, Quellen und Probleme der historischen Biographik und Autobiographik. Referate der Tagung „Vom Lebenslauf zur Biographie“ am 26. Oktober 1997 in Horn*. Horn/ Waidhofen-Thaya 2004, S.169- 204.
- MÜLLER, Ursula: *Männerforschung in Bewegung. Zum Geleit*. In: Connell, Robert W.: *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. [Geschlecht und Gesellschaft, Bd. 8] Opladen 2. Aufl. 2000, S. 9- 11.
- MÜNCHOW, Ursula: *Frühe deutsche Arbeiterbiographie*. Berlin 1973.
- NIPPERDEY, Thomas: *Kommentar- Aspekte der Verbürgerlichung*. In: Kocka, Jürgen (Hg.): *Arbeiter und Bürger im 19. Jahrhundert. Varianten ihres Verhältnisses im europäischen Vergleich*. München 1986, S. 49- 52.
- PANOFKY, Erwin: *Studien zur Ikonologie. Humanistische Themen in der Kunst der Renaissance*. Köln 1980, S. 33- 61.
- PAUL, Gerhard: *Von der historischen Bildkunde zur Visual History. Eine Einführung*. In: Ders. (Hg.): *Visual History. Ein Studienbuch*. Göttingen 2006, S. 7- 36.
- PERMOSER, Manfred: *Die Arbeiter- Sängerbewegung in Österreich*. In: Kraus, Gottfried (Hg.): *Musik in Österreich. Eine Chronik in Daten, Dokumenten, Essays und Bildern*. Wien 1989, S. 343-345.
- PROBSZT, Günther: *Österreichische Münz- und Geldgeschichte. Von den Anfängen bis 1918*. Graz 1973.
- RABOW, Arnold: *dtv- Lexikon der politischen Symbole*. München 1970.
- REINHARD, Wolfgang: *Lebensformen Europas. Eine historische Kulturanthropologie*. München 2004.
- RIESENFELLNER, Stefan: *Das andere "ver sacrum". Zur Kulturgeschichte einer politischen Feier in Österreich 1890- 1918*. In: ders. (Hg.): *Freiheitsbilder. Kunst und Agitation in den Maifestschriften der Österreichischen Arbeiterbewegung 1890 – 1918*. Graz 1990, S. 9- 20.
- RIESENFELLNER, Stefan: *Anmerkungen zu einigen Bildern der Maifestschriften zwischen hegemonialer Kultur und "proletarischer" Subkultur*. In: ders. (Hg.): *Freiheitsbilder. Kunst und Agitation in den Maifestschriften der Österreichischen Arbeiterbewegung 1890 - 1918*, Graz 1990, S. 65- 70.
- RITTER, Gerhard A. (Hg.): *Arbeiterkultur*. Königstein 1979.
- RÖDER, Brigitte: *Vom urzeitlichen Mutterrecht zur ökofeministischen Göttinnendämmerung: Die Geschichte der Matriarchatsidee*. In: Röder, Brigitte/ Hummel, Juliane/ Kunz, Brigitta (Hg.): *Göttinnendämmerung. Das Matriarchat aus archäologischer Sicht*, München 1996, S. 7- 112.
- ROSENHAFT, Eve: *Zwei Geschlechter - eine Geschichte? Frauengeschichte, Männergeschichte, Geschlechtergeschichte und ihre Folgen für unsere Geschichtswahrnehmung*. In: Eifert, Christiane/Eppe, Angelika u.a. (Hg.): *Was sind Frauen? Was sind Männer? Geschlechterkonstruktionen im historischen Wandel*. Frankfurt a. M. 1996, S. 257- 274.
- SARASIN, Philipp: *Geschichtswissenschaft und Diskursanalyse*. Frankfurt a. M. 2003.
- SAYERS, Janet/ EVANS, Mary/ REDCLIFT, Nanneke: *Introduction. Engels, socialism, and feminism*. In: Dies. (Hg.): *Engels Revisited. New Feminist Essays*. London/New York 1987, S. 1- 10.
- SCHÄRF, Adolf: *Vorwort*. In: Sever, Albert: *Albert Sever. Ein Mann aus dem Volk. Selbstbiographie*. Vorwort von Dr. Adolf Schärf. Wien 1957, S. 3- 5.
- SCHULZE, Winfried: *Ego- Dokumente: Annäherung an den Menschen in der Geschichte? Vorüberlegungen zur Tagung „Ego- Dokumente“*. In: Ders. (Hg.): *Ego- Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte*. [Selbstzeugnisse der Neuzeit, Bd. 2] Berlin 1996, S. 11- 32.

- SEITER, Josef: *Die agitatorischen Bildwerke der Österreichischen Sozialdemokratischen Arbeiterbewegung von der Gründung des ersten Arbeiterbildungsvereins bis 1914*. Diss. Wien 1987.
- SEITER, Josef: *Bilder vom Maien - zwischen Tendenz und Hoffnung. Zur Bildersprache der Maifestschriften zwischen 1890 und 1918*. In: Riesenfellner, Stefan (Hg.): *Freiheitsbilder. Kunst und Agitation in den Maifestschriften der Österreichischen Arbeiterbewegung 1890 – 1918*. Graz 1990, S. 21- 40.
- SEITER, Josef: *Organisatorisches und technisches um die Herausgabe der Maifestschriften*, in: Riesenfellner, Stefan (Hg.): *Freiheitsbilder. Kunst und Agitation in den Maifestschriften der Österreichischen Arbeiterbewegung 1890 - 1918*, Graz 1990, S. 57- 64.
- SCHMALE, Wolfgang: *Geschichte der Männlichkeit in Europa (1450 - 2000)*. Wien/Köln/Weimar 2003.
- SPÖRK, Ingrid: *Die Imagologie des Weiblichen. Symbolische und reale Frau in den Bildern der Österreichischen Maifestschriften*. In: Riesenfellner, Stefan (Hg.): *Freiheitsbilder. Kunst und Agitation in den Maifestschriften der Österreichischen Arbeiterbewegung 1890 – 1918*. Graz 1990, S. 41- 56.
- TALKERNBERGER, Heike: *Von der Illustration zur Interpretation: das Bild als historische Quelle. Methodische Überlegungen zur Historischen Bildkunde*. In: *Zeitschrift für Historische Forschung*, 21/3 (1994).
- TEICHLER, Hans Joachim/HAUK, Gerhard (Hg.): *Illustrierte Geschichte des Arbeitersports*. Berlin, Bonn 1987.
- TOSH, John: *Hegemonic masculinity and the history of gender*. In: Dudnik, Stefan/Hagemann, Karen/Tosh, John (Hg.): *Masculinities in politics and war. Gendering modern history*. Manchester/New York 2004, S.41- 58.
- TREPP, Anne- Charlott: *Sanfte Männlichkeit und selbständige Weiblichkeit. Frauen und Männer im Hamburger Bürgertum zwischen 1770 und 1840*. Göttingen 1996.
- TROCH, Harald: *Die Mai-Feiern der österreichischen Sozialdemokratie 1890 – 1918. Eine Darstellung und Untersuchung der äußeren Formen und der politischen Inhalte*. Diss. Wien 1986.
- TROCH, Harald: *Rebellen Sonntag. Der 1. Mai zwischen Politik, Arbeiterkultur und Volksfest in Österreich (1890-1918)*. Wien/Zürich 1991, S. 82.
- TRÜEB, Kuno: *Von der merkwürdigen Absenz der Frauen in männlichen Lebensgeschichten*. In: Spuhler, Gregor u. a. (Hg.): *Vielstimmiges Gedächtnis. Beiträge zur Oral History*. Zürich 1994, S. 79- 94.
- WALKENHORST, Heiko: *Europäischer Identifikationsprozeß und europäische Identität. Die politische Bedeutung eines sozialpsychologischen Konzepts*. Baden- Baden 1999.
- WALTER, Willi: *Männer entdecken ihr Geschlecht. Zu Inhalten, Zielen, Fragen und Motiven von Kritischer Männerforschung*. In: BauSteineMänner (Hg.): *Kritische Männerforschung. Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie*. Berlin/Hamburg 1996, S. 13- 26.
- WALTER, Willi: *Gender, Geschlecht und Männerforschung*. In: Braun, Christina von/Stephan, Inge (Hg.): *Gender- Studien. Eine Einführung*. Stuttgart/Weimar 2000, S. 97- 115.
- WEIDENHOLZER, Josef: *Auf dem Weg zum „Neuen Menschen“: Bildungs- und Kulturarbeit der österreichischen Sozialdemokratie in der Ersten Republik*. Wien 1981.
- WITTE, Bernd: *Arbeiterautobiografien*. In: Österreichische Gesellschaft für Kulturpolitik (Hg.): *Arbeiterdichtung. Analysen – Bekenntnisse – Dokumentationen*. Wuppertal 1973, S. 37- 46.
- WODAK, Ruth: *Introduction: some important issues in the research of gender and discourse*. In: Dies. (Hg.): *Gender and Discourse*. London/Thousand Oaks/New Delhi 1997, S. 1-20.
- WOHLFEIL, Rainer: *Das Bild als Geschichtsquelle*. In: *Historische Zeitschrift*, Bd. 243 (1986), S. 91- 100.

## 10. Anhang

### 10.1 Modell für eine erweiterte Diskursgeschichte

#### I. Korpus und Fokussierungstiefe

- Reflexion des imaginierten/virtuellen/konkreten Korpus; vorläufige Festlegung der für die Analyse nötigen Textgrundlage
- Überlegungen zu der für das gewählte Thema notwendigen Textmenge und Einschätzung des quantitativen Verhältnisses zwischen Einzeltexten und der Gesamtheit aller themenrelevanten Texte sowie zur nötigen Fokussierung (von der Feinanalyse bis zur Grobanalyse, z.B. auf der Grundlage von Themenzuordnungen und der Analyse von Grundbegriffen)

- Bestimmung der Fokussierungstiefe für einzelne Texte, Textausschnitte und Textgruppen (nicht zuletzt im Hinblick auf den vertretbaren Arbeitsaufwand und die für ein tragfähiges Ergebnis notwendige Quellengrundlage); dieser Schritt sollte während der Diskursanalyse in regelmäßigen Abständen wiederholt werden, um daraus Rückschlüsse auf die allenfalls notwendige Erweiterung oder Einschränkung der Textgrundlage zu ziehen

## II. Medialität und Kontext

- Rückbindung der jeweiligen medialen Ausdrucksform an die zeitgenössischen medialen Rahmenbedingungen (Grad an Bildlichkeit oder Materialität von Diskursen, Positionierung der zu Grunde gelegten Texte zu den Leitmedien einer bestimmten Epoche, Einschränkungen des Aussageraumes z.B. durch Zensur, Frage alternativer/subversiver Medien); falls mehrere mediale Ausdrucksformen untersucht werden, Reflexion der Rezeptionsrichtung von Inhalten und Themen
- Informationen über die zeitlichen und institutionellen Rahmenbedingungen der Entstehung der betreffenden Texte, Informationen zu konkreten Sprech- und Schreibsituationen sowie zur Person des/der Sprechenden (Biographie und Erfahrungshintergrund, Grad der Autorisierung, Unterscheidung von Zielgruppe und vermutlichen Rezipienten)
- Information über die im Text vorkommenden Ereignisse, Orte, Personen, Begriffe

## III. Textanalyse

- Erstauswahl der Texte für die Grob- und Feinanalyse (bei letzterer wird sowohl die Makrostruktur als auch die Mikrostruktur analysiert)
- Bestimmung der behandelten Themen und der zwischen ihnen in den Texten hergestellten kausalen Verknüpfungen
- Bestimmung einzelner Diskurssegmente, der zentralen Begriffe, der Kollektivsymbole und der verweisenden Elemente in den Texten (Bezüge auf Ereignisse, Personen, Orte etc.)
- Grobanalyse von Textsorten: Bestimmung der Häufigkeit des Auftretens von Themen (Häufigkeit der Thematisierung als diskursive Dichte), Rückschlüsse auf die diskursive Reichweite (geographisch, schicht- oder milieuspezifisch, weltanschaulich etc.) und die Rezeption (direkt oder indirekt zustimmend oder ablehnend beziehungsweise keine Rezeption)
- Feinanalyse einzelner Texte oder Textteile: genaue Analyse der zeitlichen und kausalen Bezugnahmen, der Feinargumentation und der Rhetorik (z.B. Wortneuschöpfungen), Bestimmung der Funktion argumentativer Bezüge (affirmativ oder negativ) zu anderen Texten
- Im Text wahrnehmbare diskursive Effekte: Resultate, Folgerungen, Neukonnotationen und Hierarchisierung von Aussagen, Handlungsrelevanz beziehungsweise Handlungsaufforderung
- Diskursive Ereignisse und zeitliche Schichtungen in den Texten: Erst- und Rückbezüge, Neubewertungen, Aktualisierungen, Suggestion von Identität durch die Zeit oder translokal
- Vorlauf und Rezeption diskursiver Ereignisse und deren Integration in bisherige Wissensordnungen, Verweis auf Kontinuitäten und Diskontinuitäten und die daran geknüpften Konsequenzen
- Die diskursive Funktion von Tabus/Nichtgesagtem (auf einer Skala zwischen Sprechverbot, sozial Unerwünschtem, Irrelevantem, Verswiegenem, Verdrängtem, nicht Gewusstem)
- Einschätzung der strukturierenden Wirkung: die diskursverändernde Rolle einzelner Texte (bis hin zu kritischen Texten, die Aussageextreme neu markieren) und die den Diskurs stabilisierende Funktion wiederholender Texte (auf verschiedenen Ebenen beziehungsweise in verschiedenen sozialen und institutionellen Kontexten)

## IV. Diskursanalyse

ausgehend von den Ergebnissen der Textanalyse:

- Vergleich der Positionen der einzelnen SprecherInnen: Bestimmung der Machteffekte des Beitrages, seines Grades an Kreativität und des Aufmerksamkeitswerts innerhalb des jeweiligen Sprachmarktes
- Methoden zur Lenkung und Monopolisierung von Diskursen und zur Hierarchisierung und Verknappung des Aussageraumes
- Bestimmung des Verhältnisses der Texte zu den Institutionen, die die Verteilung der Sprachmacht regeln und Sprechende autorisieren beziehungsweise deren Diskusteilhabe zu unterbinden versuchen
- Bestimmung der Diskursarenen und der diskursiven Milieus; Untersuchung der zwischen ihnen bestehenden Beziehungen (Hierarchien)

- Frage nach dem Grad der diskursiven Versäulung oder der Fragmentierung
- Frage nach der Handlungsrelevanz von Texten, Rückbindung von Handlungen an Diskurse (Aktionismus beziehungsweise Gewalt als diskursive Mittel)

#### V. Einordnung der Einzelergebnisse in ein Gesamtbild des untersuchten Diskurses

- Bestimmung des Verhältnisses der durch den Text hergestellten Ordnung zum jeweiligen zeitgenössischen Diskurs (repräsentativ, oppositionell)
- Darstellung der inhaltlich- thematischen Entwicklung eines Diskurses (Wann wird wie über welche Themen gesprochen?)
- Bestimmung des Diskursverlaufs und der diskursiven Brüche beziehungsweise Kontinuitäten (Wann ist feststellbar, dass in anderer Form über etwas gesprochen wird? Wann wird aus welchen Gründen ein Thema marginalisiert oder beschwiegen?)
- Aussagen über die Beziehung zwischen Diskurs, Subjekt und sozialer Ordnung (Was lässt sich für die jeweilige Gesellschaft/Gruppe aus dem Ergebnis schließen, wie lassen sich Verbote, Hierarchien, Handlungen etc. daraus erklären?)

Aus: HASLINGER, Peter: *Diskurs, Sprache, Zeit, Identität. Plädoyer für eine erweiterte Diskursgeschichte*. In: Eder, Franz X (Hg.): *Das Gerede vom Diskurs – Diskursanalyse und Geschichte*. Innsbruck/Wien/Bozen 2005, S. 33- 59.

## 10.2 Kurzbiografien

### August Bebel

wurde am 22. 2.1840 als Sohn eines Unteroffiziers in Deutz bei Köln geboren. Er lernte das Drechslerhandwerk und trat 1861 in den liberalen Leipziger Arbeiterbildungsverein ein, seit 1866 war er dessen Vorsitzender.

1866 gründete Bebel gemeinsam mit Wilhelm Liebknecht die Sächsische Volkspartei, als deren Vertreter er 1867 in den Reichstag des Norddeutschen Bundes gewählt wurde.

1869 war Bebel maßgeblich an der Gründung der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei SDAP beteiligt. In der Zeit des Sozialistengesetzes 1878–1890 wurde August Bebel zum unumstrittenen Führer der SPD und war viele Jahre Mitglied des deutschen Reichstages. Er war eine bedeutende Persönlichkeit der internationalen ArbeiterInnenbewegung mit vielen Kontakten, unter anderem arbeitete er auch an der österreichischen „Arbeiter- Zeitung“ aktiv mit. Er starb am 13.8.1913 in Passog in der Schweiz.

### Friedrich Engels

geboren am 28. November 1820, war ein deutscher Philosoph, Politiker und Sozialist, der zusammen mit Karl Marx die revolutionäre soziale Philosophie entwickelte, bekannt als Marxismus. Sohn eines deutschen Textilfabrikanten. 1842 ging er nach Manchester, um dort in der Fabrik seines Vaters mitzuarbeiten. Die Lebensrealität der ArbeiterInnen veränderte und prägte seine politische Haltung. Unter dem Einfluss von Anhängern des frühsozialistischen R. Owens wurde er zum Sozialrevolutionär.

Engels und Marx trafen sich 1844 in Paris, eine enge, produktive und lebenslange Freundschaft entstand. 1845 veröffentlichte er „The Condition of the Working Class in England“. Engels unterstützte Marx finanziell. 1848 entstand das „Kommunistische Manifest“. Nach der fehlgeschlagenen Revolution kehrte Engels nach Großbritannien zurück und nahm seine Arbeit in der Fabrik wieder auf. Lebenslange politische und schriftstellerische Tätigkeit, beispielsweise im Generalrat der I. Internationale. Nach dem Tode Marx' 1883 veröffentlichte Engels den kompletten zweiten und dritten Band von dessen „Kapital“. Er starb am 5. August 1895.

### Leopold Kunschak

Geboren 1871 in Wien. Er war Sattlergehilfe, christlichsozialer Arbeiterführer und Politiker. Er gründete 1892 gründete er den Christlichsozialen Arbeiterverein und 1896 die Zeitung "Die Freiheit". 1904-34 war er Mitglied des Wiener Gemeinderats, 1907-11 christlichsozialer Reichsratsabgeordneter, 1919-20 Mitglied der Konstituierenden Nationalversammlung, 1920-34 Abgeordneter zum Nationalrat, und 1920-21 Obmann der christlichsozialen Parteileitung. Als Demokrat war er Gegner der Heimwehr-Bewegung und von Dollfuß. Vor den Februarkämpfen 1934 bemühte er sich zwischen den Parteien zu vermitteln. 1945

war er Mitbegründer der ÖVP und wurde Wiener Vizebürgermeister, 1945-53 Abgeordneter zum Nationalrat und dessen 1. Präsident. Er trat immer wieder als Antisemit in Erscheinung. 1953 starb er in Wien.

### Alfons Petzold

wurde 1882 in Wien geboren. Er war Hilfs- und Gelegenheitsarbeiter und hatte zahlreiche andere Berufe. Bekannt wurde er als Arbeiterdichter. 1901 trat er in die sozialistische Arbeiterjugend ein, und in die sozialdemokratische Partei. 1910 erschien sein erster Gedichtband „Trotz alledem!“, der ihm auf einen Schlag berühmt machte. Es erschienen noch weitere zahlreiche Gedichtbände und Romane. Ab 1917 hielt er sich in Kitzbühel auf, wo er bis zu seinem Tode 1920 Gemeinderat war.

## 10.3 Liedertexte

### Arbeiterlied

(Männerchor von Joseph Scheu)

In Reih' und Glied geschlossen,  
Stimmt an mit starkem Klang,  
Ihr Kampf- und Leidgenossen,  
Den Kampf- und Leidgesang.  
Daß euren Feldruf höre.  
Wer sorglos schlemmt und zecht:  
Der Arbeit ihre Ehre,  
Dem Arbeitsmann sein Recht!

Die ihr, so lang ihr lebet,  
Die Haut zu Markte bringt  
Und pflügt und spinnt und webet  
Und baut und Hämmer schwingt;  
Zeigt, dass der Fronden schwere  
Den Streitmut nicht geschwächt:  
Der Arbeit ihre Ehre,  
Dem Arbeitsmann sein Recht!

Im Himmel und auf Erden  
Löst niemand eure Pein,  
Euch kann geholfen werden  
Durch eig'ne Kraft allein.  
Der Geist sei eure Wehre,  
Der Eifer rein und echt!  
Der Arbeit ihre Ehre,  
Dem Arbeitsmann sein Recht!

Denkt eurer morschen Leiber,  
Des Haars das früh erblich,  
Denkt eurer welken Weiber,  
Der Kinder blaß und siech.  
Einst trocknet jede Zähre,

Wenn ihr die Ketten brecht.  
Der Arbeit ihre Ehre,  
Dem Arbeitsmann sein Recht!

Verlernt das feige Zittern,  
Die sklavenhafte Scheu,  
Bleibt hinter Kerkergrittern  
Dem Geist der Freiheit treu!  
Bleibt treu der heil'gen Lehre,  
Verkündet sie und sprecht:  
Der Arbeit ihre Ehre,  
Dem Arbeitsmann sein Recht!

Und sollt ihr nie erwerben,  
Wonach ihr ringt und strebt,  
Ihr mögt doch ruhig sterben,  
Denn eure Sache lebt.  
Wie lang die Not auch wäre,  
Zum freien wird der Knecht.  
Der Arbeit ihre Ehre,  
Dem Arbeitsmann sein Recht!

Und späte Enkel preisen  
Einst diese schwere Zeit  
Und singen Ruhmesweisen  
Der Kämpferschar von heut'.  
An euren Gräbern schwöre  
Das kommende Geschlecht:  
Der Arbeit ihre Ehre,  
Dem Arbeitsmann sein Recht!

Edmund Wengraf

Aus: STEIN, Victor (Hg.): *Österreichisches Proletarier-Liederbuch. Lieder für das Arbeitende Volk*. Wien 3. umgarb. Aufl. 1905, S.91ff.

**Weckruf**

(Melodie: Frisch auf, Kameraden, aufs Pferd!)

Ein Ruf ist ergangen, ihr Schläfer erwacht!  
 Frisch auf zum gemeinsamen Werke!  
 Wie Wetterleuchten durchdringt es die Nacht,  
 Verkündet der Brüder Stärke.  
 [: Wenn jeder erfüllet die Bruderpflicht,  
 Im Sturme gelangt ihr durch Nacht zum Licht! :]

Zu lange seufzet und schmachtet schon,  
 Der alles schafft und ernähret;  
 Der treulich wirkt, er finde den Lohn,  
 Den der Arbeit Seelen gewähret.  
 [: Vom Segen der Erd' hab jeder sein Teil.  
 Zum Segen der andren, zum eigenen Heil! :]

Wir wollen nicht hassen in düsterem Groll,  
 Nicht Rache, die fruchtlose, brüten.  
 Der Ruf uns'res heiligen Rechtes soll  
 Erklingen in Norden und Süden:  
 [: Die gleichen Rechte für jedermann,  
 Der den Staat ernähren und schützen kann! :]

Die Welt durchbrause das hohe Lied  
 Von der Menschheit schönem Berufe,  
 Die Fahne, die vor uns zu Felde zieht,  
 Führt aufwärts zur höheren Stufe,

[: Zum Staate, der gleiche Münze prägt  
 Für jeden, der menschliches Antlitz trägt! :]

Herbei du Pflüger am Ackerpflug,  
 Herbei, du Bergmann im Schachte,  
 Hast immer geschafft und gefördert genug,  
 Nach dem Lohn auch, dem nährenden, Trachte;  
 [: Ein Tropfen ist jeder vereinzelt, allein,  
 Ein gewaltiges Meer nur im festen Verein. :]

Es schauen die Väter bewundernd euch an,  
 ob eurem männlichen Streben,  
 Es schauet die Gattin vertrauend den Mann,  
 Der den Kindern die Freiheit gegeben.  
 [: Und wenn dieser hellere Morgen tagt,  
 Ihr habt es getan, ihr habt es gewagt. :]

Wohlauf denn, Brüder, erwacht, erwacht!  
 Frisch auf zum gemeinsamen Werke!  
 Bevor ihr es denket, schon ist es vollbracht,  
 Der Gemeinsinn ist unsere Stärke!  
 [: Wenn jeder erfüllet die Bruderpflicht,  
 Im Sturme gelangt ihr durch Nacht zum Licht! :]  
 Otto Walster

Aus: STEIN, Victor (Hg.): *Österreichisches Proletarier-Liederbuch. Lieder für das Arbeitende Volk*. Wien 3. umgearb. Aufl. 1905, S.50f.

**Proletarierlied**

Wer schafft das Gold zu Tage?  
 Wer hämmert Erz und Stein?  
 Wer webet Tuch und Seide?  
 Wer gibt den Reichen all ihr Brot  
 Und lebt selbst in bitt'rer Not?  
 [: Das sind die Arbeitsmänner,  
 Das Proletariat! :]

Wer plagt vom frühen Morgen  
 Sich bis zur späten Nacht?  
 Wer schafft für and're Schätze,  
 Bequemlichkeit und Pracht?  
 Wer treibt allein das Weltenrad  
 Und hat dafür kein Recht im Staat?  
 [: Das sind die Arbeitsmänner,  
 Das Proletariat! :]

Wer ward von je geknechtet  
 Von der Tyrannenbrut?  
 Wer mußte für sie kämpfen  
 Und opfern all sein Blut?  
 O Volk, erkenn', dass du es bist,

das immerdar betrogen ist!  
 [: Wacht auf, ihr Arbeitsmänner,  
 Auf, Proletariat! :]

Rafft eure Kraft zusammen  
 Und schwört zur Fahne rot!  
 Kämpft für die Freiheit,  
 Erkämpft euch bessres Brot!  
 Beschleunigt dieses Unrechts Fall,  
 Schafft Frieden dann dem Weltenall!  
 [: Zum Kampf, ihr Arbeitsmänner,  
 Auf, Proletariat! :]

Ihr habt die Macht in Händen,  
 Wenn ihr nur einig seid!  
 Drum haltet fest zusammen,  
 Dann seid ihr bald befreit!  
 Drängt vorwärts in dem geist'gen Streit,  
 Wenn auch der Feind Verleumdung speit,  
 [: Dann siegt ihr Arbeitsmänner,  
 Das Proletariat! :]

Aus: STEIN, Victor (Hg.): *Österreichisches Proletarier-Liederbuch. Lieder für das Arbeitende Volk*. Wien 3. umgearb. Aufl. 1905, S.20f.



## Abstract

In den letzten Jahren verzeichnete die Männlichkeitsgeschichte im Rahmen der Geschlechtergeschichte einen enormen Aufschwung. Dabei hat sich in besonderem Maße der theoretische Ansatz der „hegemonialen Männlichkeit“ als viel diskutiert und einflussreich herausgestellt. Er basiert auf der Annahme eines spezifischen Idealbildes von Männlichkeit, das spätestens gegen Ende des 19. Jahrhunderts für die gesamte Gesellschaft als Leitbild fungierte. Ausgehend vom Bürgertum wurde es auch in anderen gesellschaftlichen Milieus übernommen. Die Forschung zur Geschlechtergeschichte der Neuzeit hat sich bisher vor allem auf die Untersuchung von bürgerlichen Milieus beschränkt. Der Ansatz der „hegemonialen Männlichkeit“ wurde bis jetzt noch nicht auf die Arbeiterschaft angewendet. Dies ist aber das Ziel der vorliegenden Arbeit. Es wird untersucht, wie sich Männlichkeit im Kontext des proletarischen Milieus in Wien um 1900 konstituierte. Leitende Frage hierbei ist, ob das Konzept der „hegemonialen Männlichkeit“ auch hier wirksam war, wenn ja in welchem Ausmaß, oder ob noch andere alternative Entwürfe von Männlichkeit anerkannt waren.

Mit einer diskursanalytisch und kulturhistorisch orientierten Vorgehensweise wurden verschiedene Typen von Quellen ausgewertet: Arbeiten der sozialistischen Autoren August Bebel und Friedrich Engels, Liedertexte aus Liederbüchern der ArbeiterInnenbewegung, Bildern der Maifestschriften und Autobiografien von Männern und Frauen aus dem proletarischen Milieu. Mit der Auswahl des Quellenmaterials liegt eine breite Streuung von verschiedenen Arten von Quellen vor. Dies ist einerseits notwendig, weil Personen aus der Arbeiterschaft relativ wenig personenbezogene Quellen wie Autobiografien hinterlassen haben. Andererseits ist dieses Vorgehen sinnvoll und unumgänglich, um eine gewisse Bandbreite abzudecken und umfassende Aussagen machen zu können – mit den verschiedenen Quellenarten werden auch unterschiedliche Medien und Lebenssituationen berücksichtigt.

Für das Konzept der „hegemonialen Männlichkeit“ charakteristische Elemente tauchen in allen Quellen auf. Es stellt sich als Leitbild der Arbeiterschaft Wiens um 1900 heraus, welches das „doing gender“ wie auch die persönliche Identität strukturierte. Alternative Entwürfe von Männlichkeit, zumal mit einer Vorbildfunktion und gesellschaftlich akzeptiert, lassen sich nicht ausmachen. Dabei erweist sich das männliche Leitbild als eindeutig und konkret fassbar: Der ideale Arbeitsmann war ein Mann „in den besten Jahren“ mit einem kraftvollem Körperbau, Familienvater und alleiniger Familiernährer, heterosexuell und mit soldatischen Charaktereigenschaften ausgestattet. Das bürgerliche Modell hegemonialer Maskulinität findet sich bei den ArbeiterInnen mit nur geringfügigen Modifikationen, die der sozialen Lebensrealität und einem gewissen Klassenbewusstsein Rechnung tragen.

## Abstract – English

Gender Studies, especially Men's Studies, have faced an increase of interest in public opinion as well as in scientific research in the last decade. In the field of Historiography it is the theoretical approach of "hegemonic masculinity" which has had the largest effects on research in gender. The basic assumption of this theoretical approach is a certain model of masculinity, the "hegemonic masculinity", functioning as an overall concept for the whole society. At the latest form the last third of the 19<sup>th</sup> century this concept had spread from the bourgeoisie to all other parts of society, even to the milieu of labourers. Until now historical research on gender, or rather masculinities focused upon the bourgeoisie. So the aim of this diploma thesis is to analyse how masculinity was constructed in the context of the milieu of labourers in Vienna around 1900. Whether the concept of "hegemonic masculinity" acted as a general role model for these labourers or not is the basic question.

The sources for this diploma thesis, which sets within the framework of cultural history and discourse analysis, are works of socialist theoreticians August Bebel and Friedrich Engels, song texts from socialist songbooks, pictures of festschrifts for Labour Day and autobiographies of men and women from the working class. On the one hand this broadly based choice of sources is necessary, because unlike people from the bourgeoisie, labourers and their families have left little evidence of their lives that can be used as a source for historical research. So autobiographies have been combined with heritages of the labour movement. On the other hand the wide range of source material facilitates to draw a comprehensive picture of "doing gender" in Vienna's labourer milieu around 1900 – because it includes different media and diverse aspects of social life.

Characteristics of the concept of "hegemonic masculinity" emerge in all of the researched sources: They can be found in the writings of socialist theoreticians and to a higher degree in songs, pictures and autobiographies. So the model of "hegemonic masculinity" turned out to be the overall concept of masculinity even for the labourers. There were no alternative concepts of masculinity meeting with universal approval to be found. "Hegemonic masculinity" structured the "doing gender" of men and women of the working class as well as personal identity. The discourse – in the sense of Michel Foucault – about masculinity was limited to a certain role model of manliness: The ideal worker was a man in his prime with a powerful physique, a "pater familias" earning the family- income on his own, heterosexual and with soldierly characteristics. Members of the working class adopted the bourgeois concept of masculinity with some adjustment according to their social environment and class consciousness. Thereby this general concept of manliness is nothing nebulous, it appears tangible and comprehensible.

## Curriculum Vitae

### Alexia Bumbaris

#### Zur Person

Geboren am 7.4.1981 in Augsburg  
Deutsche Staatsangehörigkeit

#### Schulbildung

1987 – 1991

Grundschule in Augsburg

1991 – 2001

Rudolf- Diesel- Gymnasium in Augsburg

6/2001 Abitur

#### Studium

10/2001 – 6/2005

**Europäischen Kulturgeschichte** an der Universität Augsburg

Nebenfächer: Neuere und Neueste Geschichte,

Gesellschaftswissenschaften

Ergänzungsfach: Kunstgeschichte

Thema Bakkalaureats- Arbeit: Männerbilder im „Spiegel“

Abschluss: Bakkalaureus Artium

Seit 10/2005

Diplomstudiengang **Geschichte** an der Universität Wien

Freie Wahlfächer: Europäische Kulturgeschichte, Politikwissenschaft,

Kunstgeschichte, Zeitgeschichte

Thema Diplom- Arbeit: Männlichkeit in der Arbeiterschaft Wiens um 1900

#### Studienbegleitende Tätigkeiten

(ehrenamtlich)

4/2002 – 9/2005

**Studentische Fakultäts- Frauenbeauftragte**

für die Philologisch- Historische Fakultät der Universität Augsburg

10/2004 – 9/2005

**Frauen- Lesben- Referentin**

im Allgemeinen Studierenden Ausschuss der Universität Augsburg

(Aufgabenbereiche: Beratung von Studierenden, Organisation von

Veranstaltungen, Öffentlichkeitsarbeit, Betreuung der Frauen-

Lesben- Gruppe und der Räumlichkeiten; Mitwirkung an allgemeinen

kulturellen und hochschulpolitische Aktivitäten des AStA)

Augsburg, den 14.1.2008